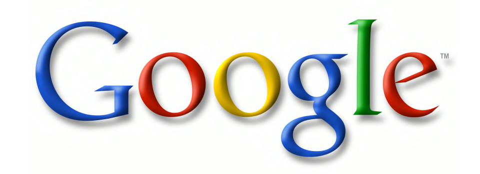


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

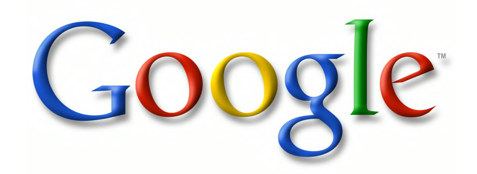
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

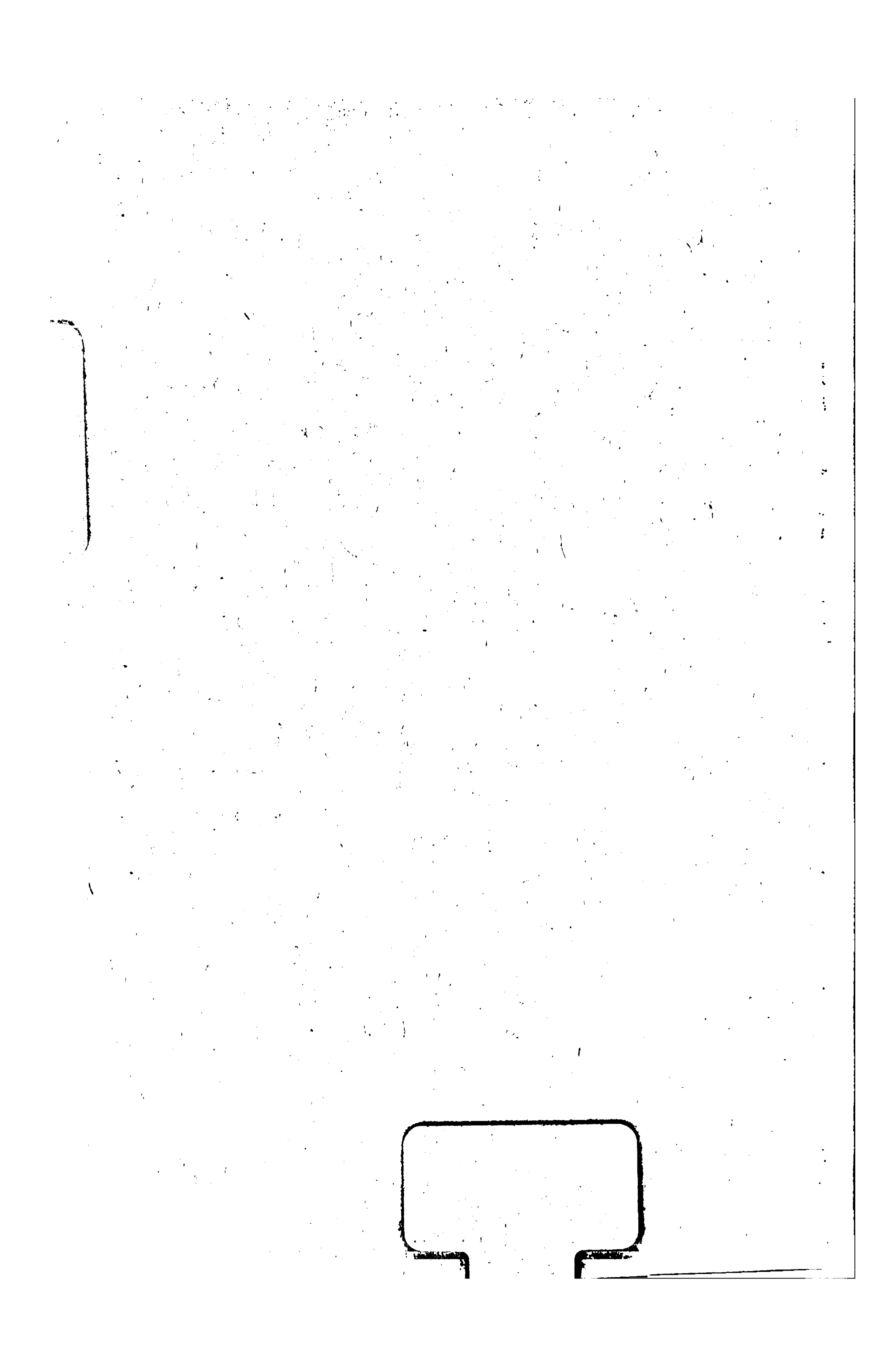
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

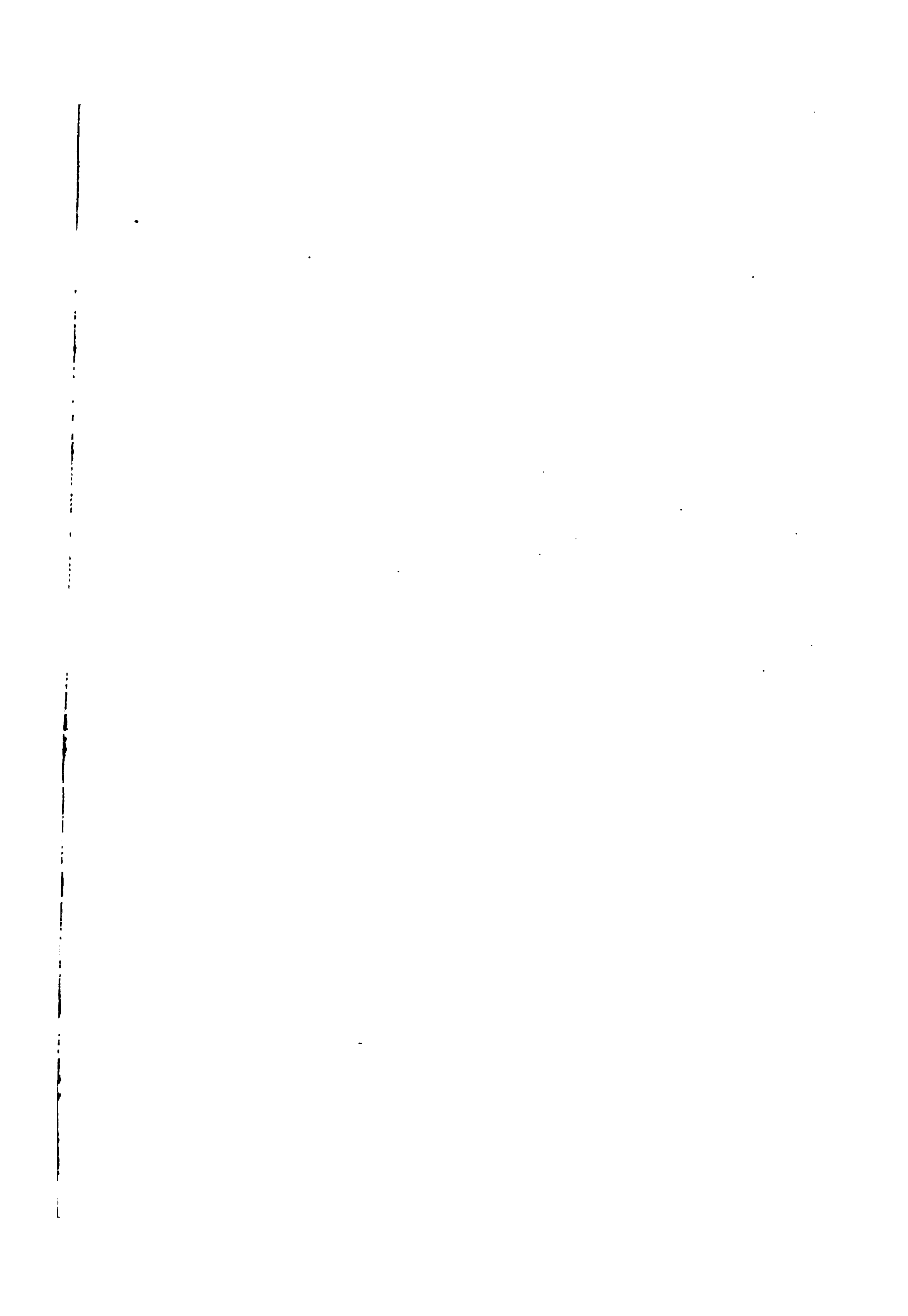
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00334793 1







LENOX
FOUNDATIONS



Mac Clure.

Mac Clure's Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt

in den Jahren 1850 bis 1854,

nebst einem Blick auf die früheren Entdeckungsreisen nach dem hohen Norden, sowie auf die nördliche Polarwelt im Allgemeinen.

Für Jung und Alt

mitgetheilt

von

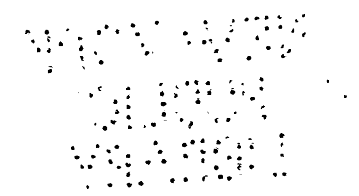
J. G. Kutzner.

Mit acht Illustrationen und einer Karte.

Glogau,
Verlag von Carl Flemming.
1861.

A.D.M.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
874001
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1920 L





Vorbemerkung.

Der Zweck dieser kleinen Schrift ist, den Leser in Kürze mit der höchst denkwürdigen Entdeckungsreise des Kapitäns Mac Clure bekannt zu machen, ihm eine kurze Uebersicht über die vorhergegangenen Nordpol-Expeditionen zu geben und endlich auch noch einen Ueberblick über die nördliche Polarwelt im Allgemeinen, sowie einen Einblick in die Natur des hohen Nordens im Besondern zu gewähren. Um die letztgenannte Absicht zu erreichen, habe ich nicht nur am Schlusse des Büchleins eine allgemeine geographische Uebersicht des hohen Nordens nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft mitgetheilt, sondern auch an passenden Stellen der Reisebeschreibung kurze Natur- und Lebensbilder eingeschoben, welche sich auf die Berichte verschiedener Reisender und bewährter Naturforscher stützen.

Das Schriftchen dürfte in dieser Form nicht nur der wißbegierigen Jugend und ihren Lehrern, sondern auch allen denen willkommen sein, welche sich in Kürze über die Natur und die Wunder des hohen Nordens unterrichten wollen. Insbesondere darf ich es für Schüler und Volks-Bibliotheken, desgleichen zu Prämien für fleißige Schüler empfehlen, indem ich das scientivische und ethische Moment besonders betont habe. Dies meinen Herren Kollegen zur Nachricht.

Hirschberg in Schlesien.

Der Verfasser.

Inhalt:

Erstes Kapitel. Seite.

Die ersten Entdeckungsreisen nach dem Nordpol . . . . 1.

Zweites Kapitel.

Die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt in den Jahren 1850—1854. 21.

Drittes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick über die nördliche Polarwelt . . . . . . 128.

Erstes Kapitel.

Die ersten Entdeckungsreisen nach dem Nordpol.

Tief in des Menschen Brust ist der Trieb der Forschung gepflanzt; überall hin, wo es für ihn noch Unbekanntes giebt, vorzudringen und den Schleier aufzuheben von dem Verborgenen, drängt den Menschen sein Geist. Und zwar nicht blos nach den paradiesischen Gefilden des Süden zieht es ihn, auch der eisige, lebensfeindliche Norden mit seinen in ewige Todesbande geschlagenen Wüsteneien übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Der Mensch ist eben zum Herrn der Erde bestimmt; er soll sie sich überall unterthänig machen und über sie herrschen, darum jener gewaltige Trieb, der sogar den Trieb der Lebenserhaltung an Mächtigkeit überbietet.

Zwar nicht immer ist reine Forschbegierde und Wissensdurst die Quelle und der Grund der Unternehmungen kühner Reisenden; nicht selten sind weniger edle Antriebe, als Gewinnlust und das Streben nach Ehre, die Ursache großer Wagnisse. Im Erfolge läuft es indessen auf das Gleiche hinaus; auch Reiseunternehmungen dieser Art führen zur Erweiterung der Kenntnisse und der Herrschaft des Menschen über die Erde.

Zu allen Zeiten haben diese mächtigen Triebe den Menschen zu Land und zu Wasser in die unbekannte Ferne hinaus geführt. Seit Jahrtausenden durchschweifen die Araber handeltreibend die trostlosesten Wüsten der Erde. Später als zu Land begannen die Unternehmungen zur See. Die Phönizier wagten sich zuerst auf das große Wasser hinaus. Doch die kühnsten Seeabenteuer datiren erst von der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung Amerika's. Seit jener Zeit ist der Mensch nach Nord und Süd so weit vorgedrungen, als die Umstände es nur immer erlaubten. Nach Columbus wurden auch die ersten Versuche gemacht, in das nördliche Eismeer vorzudringen und die Wunderwelt des Nordpols aufzuschließen.

Denn, was man damals vom Norden der Erde wußte, beschränkte sich auf Island und Grönland. Ersteres, die Insel Island, war durch Zufall im Jahre 861 von dem normannischen Piraten Naddodd entdeckt worden, der sie Snäland d. h. Schneeland nannte. Wenige Jahre darauf zog die Nachricht von dieser Entdeckung einen armen Schweden, Namens Flocko, der durch seine Seereisen schon einen großen Namen unter seinen Landsleuten sich erworben hatte, nach der neuentdeckten Insel. Er langte glücklich an, überwinterte hier und nannte die Insel, weil er an ihrer nördlichen Seite viel Treibeis fand, Island d. h. Eisland, welchen Namen sie noch heut führt. Es folgten nun immer mehr Reisende und Einwanderer, durch welche die Insel bald bevölkert und bekannt wurde. Insbesondere wurde sie sehr berühmt durch ihre Gelehrten, denen die Kenntniß des Nordens, seine Geschichte und Länderkunde, viel verdankt. Ihre Bewohner waren, obgleich in ein kaltes und unfruchtbares Land verbannt, das gleichsam einen Vorposten des nördlichen Europa's bildet, dem Handel nicht fremd; ihre Schiffe gingen nach Skandinavien, England, Irland, Frankreich und Deutschland. Als um's Jahr 1000 das

Christenthum von Dänemark aus nach Island kam, sammelten die patriotischen Priester der Insel die schönen Lieder, in denen die Thaten der heidnischen Götter und Helden gefeiert wurden; so entstand hier die berühmte Edda, aus welcher man die Naturreligion der alten germanischen Völker kennen lernen kann. Ein kühner Isländer war es, der um's Jahr 982 Grönland entdeckte. Erik Raude hieß er. Wegen der üppigen Weiden und der Gehölze, die, mit einer ergiebigen Fischerei, er daselbst gefunden haben wollte, nannte er das neuentdeckte Land das Grüne; vielleicht that er dies auch, um Abenteurer zur Ansiedlung dahin zu verlocken. In der That gingen auch mehrere Menschen nach dem neuentdeckten Lande und andere folgten ihnen nach. Diese Ansiedler wohnten an den Küsten und handelten mit dem Mutterlande, von wo sie sich Brot und Holz für Wallroßzähne und Seehundsfelle eintauschten. Nach dem Jahre 1400 erlosch dieser Handelsverkehr und Grönland verschwand aus der Geschichte. Es wurde nun das Wunderland, von dem man sich die unglaublichsten Fabeln erzählte. So berichtet ein Chronist jener Zeit, daß ein Mann blos von einer Ziege begleitet, über's Eis zu Fuß von Norwegen nach Grönland gegangen sei. Weiter erzählt er, daß Grönland große Waldungen habe, worin weiße Seebären gejagt würden. Ferner hatte es da Meerriesen beiderlei Geschlechts und zusammengeflochtene Felsen von Eis. Auch im Sommer, hieß es, ist das Land mit ungeheuren Eisfeldern und Eisbergen umgeben; trotzdem sollten auf der Insel Eicheln so groß wie Aepfel wachsen.

So gab es denn des Anziehenden Vieles für unternehmungslustige Seefahrer.

Der nächste Zweck bei den Entdeckungsfahrten nach dem Nordpol war indessen die Auffindung eines neuen Seeweges nach Ostindien. Spanier und Portugiesen, noch lange Zeit nach der Entdeckung Amerika's die

mächtigsten seefahrenden Völker, beherrschten die südlichen Meere, welche den Wasserweg nach Ostindien bildeten. Sie duldeten nicht, daß andere Nationen, wie sie, den Seehandel mit Ostindien trieben. Es mußte daher in diesen der Wunsch entstehen, auf einem andern Wege, als dem der Spanier und Portugiesen, das gelobte Land zu erreichen. Die Länder Nordamerika's waren noch unbekannt, und es lag durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, dort einen Wasserweg nach Indien zu finden.

Einer der ersten, die den Versuch machten, eine nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen, war ein Venetianer, Namens Manson. Als seine Ansichten in England Beifall fanden, geriethen die Portugiesen in Angst, daß eine andere Nation an den ungeheuren Vortheilen, die sie von ihrem Alleinhandel nach Ostindien hatten, Theil nehmen könne. Sie wirkten daher vom Papste eine Bulle aus, die jeden in den Bann that, der einen Eingriff in ihre angeblichen Rechte wagen würde. Allein Manson ließ sich durch den päpstlichen Bannfluch nicht irre machen und fuhr getrosten Muthes in den atlantischen Ozean hinaus.

Auf dem Meere aber überfiel ihn ein gewaltiger Sturm, in dem seine Mannschaft den Fluch zu vernehmen glaubte, den der Papst auf sie geschleudert hatte. Sie that das Gelübde, nach dem nächsten italienischen Hafen zu fahren, barfuß nach Rom zu pilgern und den heiligen Vater fußfällig um Verzeihung zu bitten, daß sie es versucht, einen neuen Seeweg nach Ostindien zu entdecken. Als Manson in einen französischen Hafen eingelaufen war, ließ er seine Untergebenen als Meuterer verhaften, aber seine Unternehmung war gescheitert.

Im Jahre 1496 erhielt der Venetianer Cabot vom Könige Heinrich VII. von England zwei kleine Schiffe, um die gewünschte Durchfahrt zu finden. Er segelte bis zum 56. Grade nördlicher Breite an den nordamerikanischen Küsten hinauf, die Durchfahrt aber fand er nicht. Doch

danken wir ihm die Entdeckung Neufoundlands, von woher er die ersten Eskimo's nach Europa brachte, und Florida's, der südlichen Halbinsel Nordamerika's.

Es verging nun einige Zeit, bis der Unternehmungseifer, durch den nördlichen Theil des atlantischen Ozeans nach Ostindien zu gelangen, wieder lebendig wurde.

Erst ein Kaufmann in Bristol, Robert Thorne, der in Spanien die Reichthümer Ostindiens hatte kennen gelernt, suchte den König Heinrich VIII. zu bereden, Schiffe zu einer neuen Expedition auszurüsten. Thorne gedachte, so wie die Portugiesen um das Kap der guten Hoffnung herum und die Spanier durch die Magellanstraße nach Ostindien gelangten, grade über den Nordpol herüber das Land der Perlen und des Goldes zu erreichen. Er hatte ausgerechnet, daß der Seeweg über den Nordpol 2000 Meilen kürzer sein müsse, als der Weg der Spanier und Portugiesen. Heinrich VIII. gefielen solche Aussichten sehr wohl und er gab zwei schöne Schiffe zur Entdeckungsreise her. Diese segelten im Jahre 1527 von England ab, scheiterten aber an der Insel Neufundland.

Nachdem im Jahre 1536 von England aus wiederum ein vergeblicher Versuch in derselben Richtung gemacht worden war, kam man auf den Gedanken, anstatt einer nordwestlichen eine nordöstliche Durchfahrt nach Indien zu entdecken. Der englische Kapitän Willoughby segelte 1553 bis zum 76. Grade nördlicher Breite, wo er viele Inseln entdeckte, die unter dem Namen Spitzbergen bekannt sind. Indem er weiter östlich fortsegelte, gerieth er in das Eis, so daß er mit seiner Mannschaft jämmerlich umkam. Russische Fischer entdeckten ein Jahr später das Schiff mit der todten Besatzung an Bord.

Im Jahre 1566 versuchte sich der tüchtige Martin Frobisher wieder auf dem alten Wege, und war so glücklich, nördlich von Labrador

die von ihm benannte Straße zu entdecken. Von seiner Expedition brachte er einen Stein mit heim, der in's Feuer geworfen, wie Gold glänzte. Nun hieß es, ein neues Goldland sei entdeckt, und 1578 segelten fünfzehn Schiffe von England ab, um die Goldquelle Labrador auszubeuten. Bald fand sich aber, daß das Gestein Labrador's wohl glänze, aber kein Gold sei. Dasselbe wird indessen noch heut häufig in Labrador gebrochen, indem es zu Dosen, Ringen und andern Schmucksachen sehr beliebt ist, weil es, besonders wenn es gegen die Sonne gehalten wird, in schönen Farben spielt.

Im Jahre 1583 ließ sich der Engländer Humphry Gilbert von der Königin Elisabeth ein Patent ausfertigen, das ihm erlaubte, Länder in Besitz zu nehmen, deren Bewohner keine Christen seien. Gilbert richtete sein Reiseziel zunächst nach Neufoundland, wo sich schon Portugiesen und Franzosen niedergelassen hatten und einträglichen Fischhandel trieben. Er nahm auch einen Fleck am Nordende der Insel in Besitz, und suchte nun nach Süden hin Entdeckungen zu machen, wobei er umkam. Wegen der Anlage einer Kolonie auf Neufoundland ist Gilbert als der Gründer aller englischen Kolonien in Amerika zu betrachten.

Der bedauernswerthe Tod Gilberts schreckte indeß von neuen Versuchen einer nordwestlichen Durchfahrt so wenig ab, daß noch in demselben Jahre die Londoner Kaufleute eine Expedition unter der Leitung des Johann Davis absendeten, der 1585 die nach ihm benannte Davisstraße und zwei Jahre später die Cumberlandsstraße entdeckte. Obwohl er nun glaubte, den gewünschten Seeweg im Norden von Amerika gefunden zu haben, fand er dennoch kein Vertrauen und keine Unterstützung bei den Londoner Kaufleuten, um eine neue Expedition dahin auszurüsten. Alle diese Fahrten, wenn sie auch ihren eigentlichen Zweck verfehlten, erweiterten die Wissenschaft und entdeckten neue Quellen des Reichthums. Die Küsten Labradors waren reich an Fischen. Wallfische, Seehunde,

Lachse gab es in Menge. Von den Eskimo's wurden Biber-, Bären- und Eichhornfelle, Hirsch- und Rennthierhäute und viel feines Pelzwerk eingetauscht. Die jetzigen nordamerikanischen Freistaaten wurden entdeckt und blühende Kolonien daselbst geschaffen. England war es, welches die meisten Länder Nordamerika's in Besitz nahm und so den Grund zu seiner künftigen Handelsgröße legte.

1595 waren es die Holländer, die den Gedanken einer nordöstlichen Durchfahrt verfolgten. Cornelis Cornelison schiffte um das Nordkap, die Nordspitze Norwegens, und gelangte bis zur Waigatzstraße, die die Insel Nowaja Semlja von Sibirien scheidet. Als er hier offenes Meer fand, kehrte er zurück und verkündigte, der lang vermißte Weg sei gefunden, mit einem Sprunge könne man nach China und von da nach Indien gelangen. Die Holländer rüsteten sogleich sieben Schiffe aus und beluden sie mit Waaren, welche in Indien abgesetzt werden sollten. Schon bei Nowaja Semlja aber gebot das Eis den Schiffen halt, und sie mußten froh sein, mit genauer Noth wieder in ihr Vaterland zurückkehren zu können.

Die holländischen Kaufleute ließen sich aber in ihrem Unternehmungseifer nicht abschrecken, und 1597 gingen bereits zwei neue Schiffe unter dem Befehle des berühmten Seefahrers Barenz nach Sibirien unter Segel. Barenz kam nach Spitzbergen, dem Aufenthalte der Eisbären, Seehunde, Wallfische und weißer Füchse, und endlich nach Nowaja Semlja. Hier hinderten ihn Stürme an der weiteren Fahrt, und um dem Schiffbruche zu entgehen, mußte er an einem Eisberge anlegen, der auf dem Meeresgrunde fest zu stehen schien. Der Eisberg aber stürzte in wenig Stunden in tausend Trümmer auseinander; ein Beweis von der schnellen Wirkung der Sonnenstrahlen. Das zunehmende Eis und ungünstiges Wetter zwangen Barenz, in Nowaja Semlja zu überwintern. Er

sah bereits einem schrecklichen Tode durch Kälte und Hunger entgegen, denn auf eine Ueberwinterung hatte man nicht gerechnet. Da erschien Treibholz, welches massenweise von großen Strömen dem Eismeere zugetrieben wird, und machte es ihm möglich, durch nothdürftig errichtete Hütten vor der Kälte sich zu schützen. Als im November die Sonne zum letzten Mal erschienen war, nahm die Kälte so zu, daß Bier und Wein gefroren, obwohl das Feuer in der Hütte nicht ausging. Eisbären griffen mitunter die Hütte an und kletterten bis auf's Dach. Obgleich zwei von der Mannschaft von ihnen gefressen wurden, sah man ihre Annäherung doch nicht ungern, weil ihr Fleisch, wenn auch ranzig und thranig, trefflich zu statten kam. Die Pelze schützten vor der Kälte. Auch Füchse jagte man in Menge und benutzte deren Fleisch und Pelze. Als man im Juni des folgenden Jahres sich zur Abfahrt rüstete, fand man das Schiff von den Eisschollen so zerquetscht, daß an eine Rückkehr auf demselben nicht zu denken war. Es galt also, auf den zerbrechlichen Böten ein stürmisches mit gewaltigen Eisschollen übersäetes Meer zu durchfahren. Vierzig Tage fuhr man umher, immer in Gefahr, die Fahrzeuge durch das Anprallen eines Eisblocks zu verlieren, oder wegen Mangel an Lebensmitteln zu verhungern. Endlich gelangte man nach Cola, einem Hafen des russischen Lapplands, wo befreundete Schiffe die Erschöpften aufnahmen. Barenz war bereits unterwegs an Entkräftung gestorben.

In das Jahr 1607 fällt die Entdeckung der Hudsonsbai. Der Engländer Heinrich Hudson fuhr durch die Hudsonsstraße in dieselbe ein und mußte daselbst überwintern, weil das Eis ihm den Rückweg versperrte; man nährte sich so gut es ging von Gänsen, Enten, Schwänen und Schneehühnern. Im folgenden Jahre wollte Hudson, der nicht wußte, daß das von ihm entdeckte Meer ein Meerbusen sei, weiter nach Westen fahren, aber eine auf dem Schiffe ausbrechende Meuterei hinderte ihn

daran. Die aufgebrachte Mannschaft bemächtigte sich seiner und gab ihn mit 9 Kranken in einem kleinen Boote dem Meere preis. Man hat nie wieder von ihm gehört.

Nachdem der Engländer Wilhelm Baffin 1616 die an 20,000 □M. große Baffinsbai entdeckt und vergeblich eine Durchfahrt nach Westen gesucht hatte, nannte man letztere eine Einbildung thörichter Menschen.

Es wurden indeß dennoch neue Versuche nach Nordwesten hin gemacht, bei deren einem der Kapitän Fox vorsorglich einen eigenhändigen Brief Königs Karl I. von England an den Kaiser von Japan mit erhielt. Doch waren auch diese Unternehmungen ohne Erfolg.

Ein Franzose Grosselier erbot sich, an der Hudsonsbai eine Niederlassung zu gründen, von wo aus der Pelzhandel betrieben werden solle. Diese Expedition gelang und wurde der Grund zu der schon 1669 völlig organisirten und noch jetzt bestehenden Hudsonsbai-Compagnie, einer Gesellschaft englischer Kaufleute, gelegt, welche den bedeutendsten Pelzhandel treibt, und viele kleine Forts hat, in denen die Indianer ihre Waaren gegen europäische Flinten, Branntwein, Schießpulver u. s. w. austauschen. Der weitere Versuch Grosseliers, nach Westen hin vorzudringen, mißlang.

Im Jahre 1721 erweckte der norwegische Pfarrer Hans Egede seine Landsleute, Grönland wieder aufzusuchen, von dem man seit 1400 nichts mehr gehört hatte. Schon 1521 hatte der Drontheimer Erzbischof Walkendorp das alte Grönland aufsuchen lassen; allein er erreichte seinen Zweck nicht, ebensowenig der dänische Landvogt auf Island, der 1564 ein Schiff ausrüstete, Grönland auf's Neue und zugleich die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken. Auch spätere dänische Seefahrer waren nicht glücklicher. Erst mit Hans Egede begannen die glücklichen Erfolge. Er ging selbst mit nach Grönland. Hier erbaute er sich mit seiner Frau und seinen Kindern ein Haus, und die Grönländer suchte er durch Geschenke an

sich zu ziehen und ihnen Vertrauen einzuflößen, damit er sie nachher zum Christenthum bekehren könne. Sein Vorhaben gelang ihm vollkommen. Alle Grönländer in der Nähe der europäischen Ansiedelungen auf der Westküste, ungefähr 6000 an der Zahl, wurden getauft und eifrige Christen. Seit der Zeit können die Grönländer lesen und schreiben, und sie haben nun auch ordentliche bürgerliche Einrichtungen. Die Dänen haben nachher in Gemeinschaft mit der evangelischen Brüdergemeinde auf der Westküste bis zum 72 1/2. Grad n. Br. Niederlassungen angelegt und Spuren alter nordischer Wohnungen, die auf die frühern Ansiedelungen zurückdeuten, wiedergefunden.

Es vergingen nun wieder viele Jahre, bis man die Nordpolexpedition wieder aufnahm. Man dachte weniger daran, den ersehnten Weg nach Indien zu finden (welchen, wenn er überhaupt vorhanden war, doch die Eismassen für die gewöhnliche Schifffahrt fast unmöglich machten), als vielmehr die Wissenschaft und die Erdkunde zu erweitern. 1772 erhielt daher der englische Kapitän Phipps den Auftrag, so weit als möglich nach dem Nordpol vorzudringen. Auf der Ostküste Grönlands kam er bis zum 81. Grade nördlicher Breite und behauptete nach seiner Rückkehr, daß man weiter nicht vordringen könne. Nach einer abermaligen 30—40jährigen Pause behauptete aber der berühmte Wallfischjäger Wilhelm Scoresby, daß mit dem Eise des Nordens eine große Veränderung vorgegangen sei. Es habe sich in große Massen aufgelöst und jetzt oder nie müsse die nordwestliche Durchfahrt, wenn sie überhaupt möglich, gelingen.

Die englische Regierung hielt diesen Umstand für einen Fingerzeig, auf's Neue Versuche zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt zu machen. Sie ernannte daher im Jahre 1817 den Kapitän Roß und Buchan zu Befehlshabern zweier gleichzeitiger Expeditionen. Roß sollte mit zwei Schiffen, von denen er das eine, Lieutenant Parry das andere

befehligte, durch die Davisstraße und die Baffinsbai hindurch, die nordwestliche Durchfahrt suchen, Buchan dagegen an der Ostküste Grönlands hinaufsegeln. Im stillen Meer wurde ein Punkt festgesetzt, wo beide Kapitäne zusammentreffen sollten, Roß, nachdem er Amerika umschifft, Buchan, nachdem er um Grönland herum, nahe an dem Nordpol vorbei, im stillen Meer angelangt sei. Man wollte so zugleich feststellen, ob Grönland eine Insel sei oder mit Amerika zusammenhänge, ferner, wie weit bis zum Nordpol es sich erstrecke. Roß drang in die Baffinsbai vor, erfuhr aber von den Eskimo's und verschiedenen Wallfischfahrern, daß seit langer Zeit nicht so viel Eis sich gezeigt habe. Es dauerte auch nicht lange, als seine beiden Schiffe im Eise festsaßen. Mit vieler Anstrengung, indem die Matrosen Taue an die Eisblöcke befestigten, und mittelst der Schiffswinden, um welche die Taue geschlungen wurden, gelang es, langsam im Eise fortzukommen. Man befand sich unter dem 75. — 76. Grade nördlicher Breite, als man auf einer wüsten Insel Spuren von Eskimo's und bald darauf diese selbst entdeckte. Nach langer beschwerlicher Fahrt kam Roß zu dem schon von Baffin angegebenen Lankaster-Sund. Das ist eine ansehnliche Wasserfläche, die mit einer Breite von wohl 8 — 9 Meilen beginnt und in das Innere des Landes zwischen hohen Bergen dringt. Es entstand nun die Frage, ob man eine Straße vor sich habe, die weiter nach Westen nach der Behringsstraße führe, oder blos eine canalförmig hineindringende Bucht, welche hier allerdings häufig vorkommen, und den Schiffer, der ihnen folgt, zur Rückkehr nöthigen. Roß meinte eine Bucht vor sich zu haben und kehrte 1818 nach England zurück, wo man ihn deshalb sehr tadelte.

Schon im nächsten Jahre 1819 wurde der Lieutenant Parry mit zwei andern Schiffen nach der Baffinsbai gesendet. Er segelte direkt dorthin, arbeitete sich mitten durch die Eismassen, welche die Mitte der Bai

bedeckten, und kam zu dem Lancastersund. Darauf drang er weiter nach Westen vorwärts in einem Kanale, den er die Barrowstraße nannte. Diese ging in einen südwestlich hinabbeugenden Kanal über, der zwei Meilen breit ist, und welchen er die Prinz-Regenteinfahrt nannte. Immer weiter segelte er nach Westen, durch die Eisfelder sich durchsägend und durchbohrend. Endlich erreichte der kühne Mann den später nach ihm benannten Parry-Sund, jetzt auch Melville-Sund geheißen. Doch hier stellte sich ihm undurchdringliches Eis entgegen und er mußte umkehren. Er segelte nach der Hudsonsbai hin, und brachte den Winter an der Halbinsel Melville im Norden der genannten Bai zu, worauf er dann im nächsten Sommer so weit als möglich nach Westen vordrang, aber endlich doch auch heimkehren mußte. Noch machte er einen neuen Versuch 1821 in der Hudsonsbai, aber eben so vergeblich, bis man den Gedanken faßte, daß es doch wohl durch die neuentdeckte Barrowstraße und Prinz-Regentseinfahrt gelingen möchte, nach der Behringsstraße zu kommen. Der Versuch wurde 1824 gemacht; Parry blieb den ersten Winter in einem Hafen der Prinz-Regentseinfahrt liegen, den er Port Bowen nannte, und drang hierauf im nächsten Sommer so weit als möglich westwärts. Allein eins der Schiffe, die er führte, die Furie, litt hier so bedeutenden Schaden durch's Eis und einen heftigen Sturm, daß nichts übrig blieb, als es aufzugeben. Man brachte die kostbaren Vorräthe desselben an die Küste und segelte mit dem andern Schiff Hecla unverrichteter Sache nach Hause.

Gleichzeitig mit Parry drang eine Landexpedition durch die Länder der Hudsonsbai-Gesellschaft bis zu den Mündungen des Kupferminenflusses vor. Diese stand unter dem Kommando Sir Franklins und ist durch die zahllosen Gefahren und Leiden, die sie traf, zu einer traurigen Berühmtheit gelangt. Es war am 30. August des Jahres 1819, als

Franklin mit seinen Gefährten, worunter Dr. Richardson war, an der York-Faktorei, einem Posten der Hudsonsbai-Gesellschaft, landete. Von hier aus reisten sie größtentheils auf Booten gegen das 700 englische Meilen weit entfernte Fort Cumberlandhouse am Fichteninselsee, nördlich vom Winipegsee, wo sie einen Theil des Winters zubrachten und die Vorbereitungen zu der ferneren schwierigen Reise vollendeten. Trotz einer Kälte von 32 bis 36° R. brachen sie indeß schon im Winter wieder nach dem 840 englische Meilen entfernten Fort Chipewyan am Athabeskow-See auf, wo sie am 20. März anlangten. Nachdem man noch 16 kanadische Reisediener und einige Indianer für die Expedition geworben hatte, brach die Gesellschaft am 18. Juli auf, um rechtzeitig die Mündung des Kupferminenflusses zu erreichen. Doch es war nicht möglich, bis dahin zu gelangen; nach einem Marsche von 550 engl. Meilen mußte man sich zur Ueberwinterung entschließen, zu welchem Zwecke eine Hütte errichtet wurde, die Franklin Fort Enterprise nannte. In dieser Hütte mußte die zahlreiche Gesellschaft bis zum 14. Juli des folgenden Jahres verweilen. Während dieser langen Rast versah man sich mit Lebensmitteln für die Folgezeit. Nachdem man auf's Neue eine große Strecke nach Norden gewandert war, erreichte man endlich am 18. Juli 1821 glücklich die Mündung des Kupferminenflusses. Kaum hier angekommen, unternahm es Franklin, auf zwei gebrechlichen Kähnen von Birkenholz mitten in die treibenden Eismassen des Polarmeeres hineinzuschiffen. Er richtete seinen Lauf nach Osten, um die Repulsebai zu erlangen, erreichte aber sein Ziel nicht. Nachdem er etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt hatte, sah er sich durch den elenden Zustand der Boote zur Rückkehr genöthiget. Da auch die Lebensmittel fast aufgezehrt worden, und von der Jagd wenig zu hoffen war, so entschloß sich Franklin, auf dem kürzesten Wege nach Fort Enterprise zurückzureisen. Dieser führte den Hoodfluß entlang, der in

zahlreich donnernden Kaskaden durch eine tiefe Schlucht ins Polarmeer hinabstürzt und von dessen westlichsten Punkte jenes Fort etwa 80 Stunden weit entfernt lag. Dieser Rückweg brachte den Reisenden unerwartet unsägliche Leiden. Gleich in den ersten Tagen traten furchtbare Schneestürme ein, welche die Wanderer zwangen, Tage lang bei einer Kälte von 23 ° R. ohne Feuer am Boden zu liegen. Endlich mußten sie trotz des Sturmes, der so stark war, daß er die Leute, welche die Boote trugen, mehrmals zu Boden warf, die Wanderung fortsetzen. Von Kälte und Hunger fast erschöpft, mußten sie bald durch lockern, tiefen Schnee, bald durch halbgefrorene Sümpfe bis an die Knie im Wasser waten. Endlich gelang es, einen Lagerplatz zu gewinnen, der die Anzündung eines Feuers gestattete. Da wurde der letzte Rest der Vorräthe verzehrt. Unter den schrecklichsten Aussichten brach man weiter nach Westen auf; nach drei fürchterlichen Wochen erreichte man eine Hügelgegend, die wenigstens etwas Genießbares bot und die unsre Gesellschaft vor dem Hungertode rettete. Eine ekelhaft schmeckende und ungesunde Flechte, welche die Felsen jener Gegend bedeckte, mußte den Tod, der die Wanderer schon umlauerte, fernhalten. Nur ein einziges Mal gelang es, einen Moschusochsen zu erlegen, der im Heißhunger bis auf Haut und Knochen ganz aufgezehrt wurde. Doch das Unglück hatte den höchsten Grad noch nicht erreicht. Dieser brach erst am 26. September über die Halbverhungerten herein. Da erreichten sie nämlich die Ufer des Kupferminenflusses, der, 400 Fuß breit, überschritten werden mußte, wenn man zum Fort Enterprise kommen wollte. Dazu fehlte es aber an Booten, welche die Kanadier bei der Wanderung im Sturm zurückgelassen hatten. Acht Tage lang mußte man sich bei entsetzlicher Kälte an dem Ufer aufhalten, um sich aus Weidenruthen ein Fahrzeug zu bauen. Die rettende Flechte war hier nicht mehr zu finden, und die isländische zu bitter, um genossen werden zu können. Welcher Jammer

die Unglücklichen heimsuchte, mögen meine Leser daraus entnehmen, daß man die Haut und Knochen eines von Wölfen verzehrten Rennthiers mit großem Jubel begrüßte. Man brannte die Knochen und kochte die Haut mit dem Leder einiger entbehrlicher Schuhe zu Brei. Endlich gelang es, einige Rennthiere zu schießen; doch waren sie bald aufgezehrt und die Hungersnoth kehrte wieder zurück, noch ehe man über den Strom mit Hülfe des gebrechlichen Fahrzeuges, das man sich hergestellt hatte, setzte. Als dieß gelungen war, hatte man nur noch einige Meilen bis zum Fort Enterprise. Aber für die abgemagerten und entkräfteten Wanderer war die Strecke von 6 Meilen immer noch eine große; 4 volle Tage bedurften sie, um sich bis zu der rettenden Hütte fortzuschleppen. Endlich waren sie am Ziele. Aber welch ein Anblick erwartete ihrer hier! Das Fort war leer und keine Spur von Menschen oder Vorräthen zu entdecken. Das Fort, in dem man den Ort der Rettung zu finden gehofft hatte, wurde zu einer Hütte des Jammers. Rennthierhäute, Knochen, Pergament, das die Glasscheiben in den Fenstern ersetzte, waren während 27 Tagen die einzige Nahrung der Unglücklichen, die nur noch lebendigen Leichen glichen und deren Stimmen wie Grabesstimmen klangen. Nicht einmal zum Halten eines Gewehrs und zum Zielen reichte die Kraft, und die zahlreich sich einstellenden Rennthiere konnten ungefährdet in der Nähe der Entkräfteten weiden. Waren schon auf der letzten Wanderschaft Einige von ihnen den Drangsalen erlegen, wo auch ein Irokese drei seiner Mitgefährten hinterrücks ermordet und heimlich verzehrt hatte, um sein eigenes Leben zu erhalten, so starben nun noch Mehrere vor Hunger. Die Ueberlebenden wurden endlich so schwach, daß sie sich kaum noch von einer Seite auf die andere wenden konnten. Da endlich, in dieser höchsten Noth, kam die Erlösungsstunde. Einige von dem Unglück der Expedition unterrichtete Indianer nahten mit Lebensmitteln und der Rest der Mannschaft ist gerettet. Nur vier der

muthigen Entdecker waren noch am Leben, darunter Franklin und Richardson. Nachdem sie sich durch gute Nahrung erholt hatten, wurde der Schreckensort verlassen. Unter der liebevollen Leitung der Indianer kamen sie bis zum Fort Providence, von wo aus sie die Reise in die Heimath antraten.

Ein Paar Jahre später (1827) unternahm es Edward Parry abermals nach dem Nordpol vorzudringen, aber auch vergebens. Auf Bootsschlitten suchte er von Spitzbergen aus nach dem Nordpol zu gelangen; aber er wurde unter 82½ Grad nördlicher Breite durch offenes Meer an der Fortsetzung seiner Reise gehindert.

Während der Lieutenant Parry für seinen Muth und seine Kühnheit Ehre und Ruhm erntete, saß sein ehemaliger Kapitän John Roß zu Hause und ertrug den Spott, womit man ihn wegen seiner übereilten Rückkehr überschüttete. Doch wie wenig Roß diesen Spott verdiente, sollte sich nur zu bald zeigen. Er hatte sich unterdeß an einen reichen, großmüthiger Mann, Felix Booth, in London gewendet, der ihm auch richtig zur Ausführung seines in der Stille vorbereiteten Planes 20,000 Pfund oder 130,000 Thaler übergab. Dieses Geldopfer verdient gewiß hohe Achtung, denn es wurde theils der Wissenschaft, theils der Freundschaft gebracht; der Wissenschaft, weil Kapitän Roß gern selbst noch einmal recht genau Alles in den nordischen Meeren untersuchen wollte, der Freundschaft, weil Herr Booth ihm gern zu dienen bereit war, den Spott und Hohn und die Vorwürfe zu Schanden zu machen, womit er so lange, 10 Jahre hintereinander, überhäuft worden war.

Roß segelte nun auf dem Dampfschiffe Victoria, welches zugleich als Segelschiff ausgerüstet war, und mit einer Schaluppe, dem Krusenstern, im Jahre 1829 von England ab. Von diesem Jahre bis 1832 forschte er nun in den Polarregionen und drang weiter gegen Westen vor, als irgend einer seiner Vorgänger, doch eine ordentliche Durchfahrt konnte

er nicht entdecken. Im Jahre 1831 machte er und sein Neffe Roß die wichtige Entdeckung des magnetischen Pols. Es war am 1. Juni dieses Jahres, als es ihm gelang, den heißen Wunsch der Wissenschaft zu befriedigen. Schon 1829 hatte Roß ein großes Land im Süden der Prinz-Regenteinfahrt entdeckt, das er aus Dankbarkeit Felix Boothia nannte. Am 1. Juni 1831 fand er in der Nähe einer Reihe von Hügeln, 50—60′ hoch, den Punkt, wo die Magnetnadel nicht die geringste Bewegung mehr zeigte. Er pflanzte die englische Flagge auf und nahm feierlich vom Magnetpol im Namen Englands Besitz. Ein Steinhaufen ward errichtet und unter denselben in einer blechernen Büchse die Nachricht von der Entdeckung gelegt. Die Stelle des magnetischen Pols war 70 Grad 5 Minuten 17 Sekunden nördlicher Breite, 96 Grad 46 Minuten 45 Sekunden westlicher Länge von Greenwich, also etwa 75 Grad westlich von Ferro. Unsägliche Mühseligkeiten hatten Roß und seine Gefährten auf dieser Expedition zu überstehen. Die Victoria war so in's Eis gerathen, daß man nicht nur die Winter von 1829—1832 im Eise des Nordens zubringen, sondern zuletzt auch noch das Schiff verlassen mußte. Im März 1832 fand man das Eis so dick, daß man einsah, auch dieses Jahr auf das Flottwerden der Victoria verzichten zu müssen. Man faßte daher den Plan, die Boote auf Schlitten in's Meer zu schaffen, die Vorräthe der Furie, welche Parry zurückgelassen, und von denen man sich schon im Anfange der Reise verproviantirt hatte, auf's Neue aufzusuchen und dann auf gut Glück auf den gebrechlichen Fahrzeugen in die Baffinsbai hineinzusteuern, in der Hoffnung, dort einem rettenden Schiffe zu begegnen. Die Boote wurden am 23. April mit Lebensmitteln, Waffen, Pulver, Blei, Werkzeugen, Kleidungsstücken, Feuerungsmitteln u. s. w. beladen und sodann auf Schlitten in Bewegung gesetzt. Die Vorräthe, welche man nicht mitnehmen konnte, so wie die Masten, Segel und das Takelwerk hatte

man in den Krusenstern gepackt und so gut als möglich verwahrt. Die Reise ging langsam von Statten, indem die ganze Mannschaft zum Ziehen eines der schweren Boote erforderlich war. Hatte man ein Boot eine Strecke weit gebracht, so mußten die übrigen nachgeholt werden. Die Nacht verbrachte man in Schneehütten, deren Bau man von den Eskimo's gelernt hatte. Die Lebensmittel waren nicht mehr im Ueberfluß vorhanden, weil die geringe Mannschaft nicht so viel fortzuziehen vermochte und die Vorräthe der Furie noch entfernt waren. Das Fleisch, was man verzehrte, war so hart gefroren, daß man es mit einer Säge zerschneiden mußte. Am 27. April ging es so langsam vorwärts, daß man kaum 300 Ellen weit fortkam. Nach unendlichen Drangsalen erreichte man aber endlich am 1. Juli doch das Wrack der Furie. Ein Haus, 30 Ellen lang und 16 Ellen breit, wurde gebaut und mit Segeltuch überdeckt; man besserte die Boote aus und verstärkte sie mit Balken. Darauf belud man die Boote mit Lebensmitteln, so daß sie bis zum 1. Oktober ausreichten. Jedes Boot enthielt 7 Mann und einen Offizier. Ende Juli wurde das Meer schiffbar und am 1. August stach man in die See. Der Weg war voller Gefahren; oft drohten heranschwimmende Eisfelder die schwachen Fahrzeuge zu zertrümmern; als sie sich hinter einem Felsen geborgen glaubten, löste sich von seiner Spitze eine Eislawine, die den Mast des einen Bootes zerbrach. Der ganze August ging im Kampfe mit den Elementen verloren und am 16. September lag man wieder an einem unübersehbaren Eisfelde. Am 20. erst gestattete das Eis einem Boote hinter dem andern den Durchgang. Die täglichen Lebensmittel, welche nur noch zehn Tage reichten, mußten trotz der Kälte auf die Hälfte herabgesetzt werden. Man sah ein, daß man die Wahl habe, auf dem Meere zu verhungern oder zur Furie wieder zurückzukehren, und trat also den traurigen Rückzug an. Am 7. Oktober traf man in dem bei der Furie errichteten Bretterhause

ein, und eine gute Mahlzeit erquickte die Müden, als gerade ihr letzter mitgenommener Bissen verzehrt war. Man fand noch Lebensmittel auf ein ganzes Jahr. Als das neue Jahr 1833 gefeiert wurde, gab ein Fuchs den einzigen frischen Braten ab; Wein, Punsch und Grog konnte nicht mehr gereicht werden, obwohl man sparsam genug damit umgegangen war. Es war ein furchtbarer Winter, den man hier zubrachte. Endlich im April machte man sich auf, die zurückgelassenen Boote zu suchen, die man kaum wiederfand, so hoch waren sie vom Schnee bedeckt. Am 16. August konnte man endlich auf's Neue in See stechen, und am 26. August waren die kühnen Seefahrer so glücklich, ein rettendes Schiff zu entdecken, das sie glücklich nach England zurückbrachte; der Wallfischfahrer Isabella, der diesmal das seltene Glück gehabt hatte, 27 Wallfische zu fangen, war der gute Freund in der höchsten Noth.

Obwohl nur noch wenig Aussicht zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt vorhanden war, beauftragte die englische Admiralität im Jahre 1845 dennoch wiederum einen kühnen Seemann damit, nach einer solchen zu suchen. Dieser Mann war der schon genannte Franklin. Schon viermal war dieser unternehmende Seeheld mit Andern nach Norden vorgedrungen. Das erste Mal unter Buchan 1817 führte er eine Brigg; 1820 nahm er Theil an der oben erwähnten unglücklichen Landexpedition; ferner führte er 1825 und 1827 Reisen nach Norden aus. Jetzt wurde ihm, dem schon ergrauten Helden, zum fünften Male der Auftrag, mit den beiden Schiffen Erebus und Terror und einer auserlesenen Mannschaft von 140 Köpfen unter erprobten Offizieren, auf weitere Entdeckungen in die Polargegenden einzudringen. Am 26. Mai 1845 segelte Franklin mit den Seinen aus dem englischen Hafen Sheerneß aus. Sie wollten durch den Parry-Sund geradeswegs östlich nach der Behringsstraße, oder wenn das nicht ginge, südlich durch die schon bekannte Dolphin- und

Unionsstraße dicht an der Nordküste Amerika's hinsegelnd die Behringsstraße gewinnen, oder kühner als alle Vorigen durch den Wellington-Kanal gerade nach Norden steuern, wo Franklin ein offenes Meer zu finden hoffte. Im Juli traf ein Wallfischfänger die beiden Schiffe in der Baffinsbai; seitdem hat man nichts wieder von ihnen erfahren. Die englische Admiralität bot Alles auf, die Verschollenen aufzufinden und den Verunglückten zu helfen. Seit 1848 wurden 19 Expeditionen ausgesendet zu Schiffe, Boot und Schlitten und an 7 Millionen Thaler aufgewendet. Der ganze Norden wurde durchsucht, jeder Eskimo befragt, auf jeder Landspitze Blechkapseln mit Nachrichten und hier und da mitten im Eise große Vorräthe niedergelegt, aber Alles umsonst. Man sandte auch Schiffe von der andern Seite durch die Behringsstraße nach Osten, z. B. 1848 die Kapitäne Kellet, Moore und Pullen. Jedoch auch hier war Alles vergeblich.

Auch im Jahre 1850 wurden vier Schiffe von der englischen Admiralität ausgesendet, um Franklin aufzusuchen oder doch über sein Schicksal Kunde einzuziehen. Zwei von diesen Schiffen, die Enterprise und der Investigator sollten durch die Behringsstraße in das Eismeer vordringen. Da man die Eskimo's möglichst genau ausforschen wollte, so erbat sich die Admiralität von der evangelischen Brüdergemeinde einen ihrer in Labrador thätigen Missionare zum Dolmetscher, der ihr auch in der Person des Bruder Miertsching gewährt wurde. Diese Expedition ist es, welcher endlich die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt gelungen ist.

Da dieser glückliche Erfolg jedenfalls das Interesse meiner Leser besonders auf diese Expedition lenken wird, so will ich ihnen von den Erlebnissen und Abenteuern derselben ein etwas ausführlicheres Bild entwerfen.

Zweites Kapitel.

Die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt in den Jahren 1850 — 1854.

Es war am 20. Januar 1850, als im Hafen von Plymouth die Anker der Enterprise und des Investigator gelichtet wurden, ersteres vom Kapitän Collinson, letzterer vom Kapitän Mac Clure geführt. Bruder Miertsching befand sich auf dem Investigator, einer kleinen Fregatte mit drei Masten.

Letzteres wollen wir auf der kühnen Fahrt in das Eismeer begleiten. Betreten wir es daher im Geiste und machen wir uns ein wenig mit seiner Einrichtung bekannt.

Das Schiffspersonal des Investigator bestand aus 66 Matrosen, dem Kapitän, 2 Lieutenants, 2 Unterlieutenants, 2 Schiffsärzten, einem Proviantmeister, der zugleich Schiffsschreiber war, und einem Schiffsmeister. Die erste Klasse der Matrosen begriff in sich mehrere Zimmerleute, einen Schmidt, Bäcker, Köche, Segelmacher u. s. w. Zum Aufenthaltsort dient den Matrosen das Unterdeck, wo sie auch Nachts in Hängematten schlafen, wenn sie nicht Dienst zu thun haben. Jeder Offizier hat

dagegen seine Schlafkajüte, die etwa sieben Fuß im Quadrat beträgt. In diesem kleinen Raum steht ein Bett, Wasch- und Schreibtisch und ein Stuhl. Jeder hat einen Matrosen zum Diener, welcher die Kajüte in Ordnung hält und für das Ausbessern der Wäsche 2c. sorgt. So das Schiffspersonal. — Zum Schutz sind der Mannschaft zwei Kanonen und sehr viele Flinten, Pistolen, Handgranaten und Congreve-Raketen mitgegeben. Der Küchenzettel ist auf den Schiffen in der Regel einfach; ein Nordpolfahrer muß jedoch, wie in vielem Anderen, auch darin eine Ausnahme machen, denn er hat ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden, als ein gewöhnliches Kauffahrtheischiff. Daher finden wir denn auch auf dem Investigator in Masse gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, frisches eingekochtes Rind-, Schöps- und Kalbfleisch und trockenes Gemüse, Erbsen, Kartoffeln 2c. als Zukost. Für das Frühstück ist Chokolade, Abends Thee nebst Schiffszwieback bestimmt. Essig, saure Gurken, Senf u. dergl. werden wöchentlich zweimal ausgetheilt. Ueberdieß haben sich die Offiziere noch reichlich mit Wein, Bier und Lebensmitteln versorgt. Die Tagesordnung auf dem Schiffe ist folgende. Der Tag wird in 6 vierstündige Wachen eingetheilt. Jede Wache besteht aus einem Offizier und 15 bis 20 Matrosen. Morgens um 5 Uhr wird zum Aufstehen geblasen, darauf wird das Schiff inwendig gereinigt und geputzt. Um 8 Uhr wird gefrühstückt, und um 9 Uhr ist allgemeine Versammlung auf dem Verdeck. Bis um 1/2 12 Uhr werden dann die Matrosen nützlich beschäftigt. Um 12 Uhr wird Mittag gegessen, bis 2 1/2 Uhr ist freie Zeit und dann wird wieder bis um 5 Uhr gearbeitet. Um 6 Uhr trinkt man Thee nnd darauf wird bis 8 Uhr zum Lustigsein kommandirt. Um 8 Uhr endlich geht die Mannschaft zur Ruhe, während die Offiziere, deren Rang auch Bruder Miertsching hatte, nach Belieben schlafen gehen. Die täglichen Rationen der Schiffskost werden jeden Mittag für den nächsten Tag an die verschiedenen

Schiffsgesellschaften — jede zu 8 Mann — von dem Proviantmeister ausgetheilt. Schiffsgrog wird täglich für den Mann ein Gill, d. i. ein Viertelnößel verabreicht. — Jeden Sonntag ist Gottesdienst, welcher darin besteht, daß der Kapitän die dazu vorgeschriebenen Gebete, einen Psalm und zwei Kapitel aus der Bibel nebst den zehn Geboten und das sonntägliche Evangelium und die Epistel stehend vorliest.

So die Schiffseinrichtungen. Nun zur Fahrt. Diese ging zunächst quer über den atlantischen Ozean nach der Südspitze von Amerika hin. Schon auf dieser Strecke hatten unsere Reisenden viel Beschwerden auszustehen. Am 24. Januar tobte Morgens ein so heftiger Sturm, daß die obern Masten des Schiffes zerbrachen und die Wellen hoch über das tiefgehende Schiff schlugen. Beim Aufsetzen neuer Masten am nächsten Tage fielen 5 Mann über Bord, wurden aber glücklich gerettet. Von dem lange anhaltenden Sturm und Regen waren die Lagerstätten alle stark vom Wasser durchnäßt. Trotzdem war die Mannschaft lustig und guter Dinge; die Geige war in den freien Stunden in voller Thätigkeit. Um sich zu erwärmen, wurden kleine eiserne Ofen geheizt und glühende Kanonenkugeln in die Ecken und Winkel gebracht. — Dabei entstand eines Abends Feuer, wobei indeß nur viele neue Segel verbrannten.

Am 7. Februar war der Investigator schon in der Nähe der Azoren. Das Wetter wurde nun schön; ja bald stellte sich auch schon bedeutende Wärme ein. Am 20. Februar kam das Schiff, das bei gutem Winde 8 — 9 engl. Meilen die Stunde segelte, schon in den Passatwind. Fliegende Fische und Sturmvögel zeigten sich in Menge. Da die Wärme immer mehr zunahm, so wurde am 20. Februar der Befehl gegeben, die Sommertracht anzulegen, die in weißen Beinkleidern und Jacken nebst Strohhut besteht. War des Tages Last und Hitze getragen, so wurde Abends tüchtig gesungen und getanzt; selbst die Offiziere nahmen zuweilen

Theil an dem Vergnügen. Da inzwischen die Hitze immer unerträglicher wurde, erschien eines Tages der Befehl, daß ein Jeder sich in See baden solle. Der Kapitän sprang zuerst hinein und alle Andern folgten ihm. Wer nicht schwimmen konnte, dem wurde ein Tau um den Leib gebunden; hinein in's flüssige Element mußte er, denn Schiffsbefehle kennen keine Ausnahme. In diesen Gegenden erfordert das Baden in der See allerdings immer einigen Muth, denn neben Delphinen zeigen sich auch Haifische, „des Meeres Hyänen“, um das Schiff herum.

Am 5. März wurde die Linie (der Aequator) passirt, die Hitze war fast unerträglich. Der Kapitän erlaubte den Matrosen das übliche Neptunfest an diesem Tage zu feiern. Dabei wurden die Matrosen, welche zum ersten Male über die Linie fuhren, mit Theer angestrichen und mit einem Stück eines eisernen Faßreifens, der als Rasirmesser diente, abgeschabt; alsdann wurden sie von oben herab entsetzlich mit ganzen Kübeln voll Seewasser übergossen. Ein rohes Schauspiel, von dem die Seemänner aber nicht ablassen.

Das Wetter wurde nun wunderschön, namentlich entzückte der nächtliche Himmel die Reisenden. Auf dem Schiffsdach auf dem Rücken liegend betrachteten die Offiziere entzückt den herrlichen südlichen Abendhimmel. Das Leuchten des Meeres in der Nacht ergriff auch die Stumpfsinnigsten und Rohesten.

Viel Vergnügen gewährte den Reisenden auch die fremdländische Vogelwelt, von der einige Exemplare gefangen wurden, so z. B. drei riesige Albatrosse, welche von einer Flügelspitze bis zur andern 10 Fuß 5 Zoll maßen, ferner ein weißer Schwan in der Nähe des Kap Virgins, ferner Seeadler von schwarzbrauner und weißer Farbe, deren Flügel 11 Fuß maßen. Auch die muntern Delphine bereiteten der Mannschaft viel Vergnügen.

Der Delphin gehört zu denjenigen Walthieren, die die wärmern Gegenden des Meeres den nördlichsten und südlichsten der Erde vorziehen. Von den Wallfischen unterscheidet er sich insbesondere auch durch die kegelförmigen Zähne in seinen Kiefern, während diese hornartige Barten statt der Zähne besitzen. Ferner hat der Delphin einen schnabelförmig vorgezogenen Kopf und hinsichtlich der Größe ist er das kleinste unter den Walthieren. Er folgt überall den Zügen der Fische, um sich durch sie zu sättigen; eben so hält er sich auch gern in der Nähe der Schiffe auf. Pfeilschnell schießen die oberseits schwarzen und unterseits weißen gegen 8 Fuß langen Thiere in langen Reihen dahin oder ergötzen in muntern Capriolen die Seefahrer, denen ohne sie der Ozean noch mehr eine Wasserwüste sein würde, als er es ohnehin schon ist. Gern benutzen sie hierbei die mäßig bewegte See, tauchen schnaubend auf und eben so schnell unter, schnellen mit gestrecktem Leibe mehrere Fuß hoch bogenförmig empor und fallen, eine Art Purzelbaum schießend, rücklings wieder zurück in das unendliche Meer. Die alten Griechen erzählten vom Delphin, daß er der Hirtenflöte folge. Wenn sie damit sagen wollten, daß er sehr fein höre und ein gemüthliches Leben führe, so haben sie recht gesprochen, denn Beides gilt von ihm. Mann und Weib halten stets und innig zusammen, sind zum gegenseitigen Schutz stets bereit und gerüstet und vertheidigen namentlich die Jungen mit Muth und Gewandtheit. Ihren Muthwillen beim Spiel treiben sie oft so weit, daß sie selbst in die Boote sich hineinschnellen. Furcht vor Menschen kennen sie kaum, ja man hat schon welche in Häusern gehalten und die Erfahrung gemacht, daß sie sich zutraulich an den Menschen anschlossen.

Am 15. April war die Magellan-Straße erreicht. Die Reisenden sahen hier zunächst nur niedriges Gesträuch und auf den grünen Hügeln Patagoniens große Heerden Lama's. Je weiter aber das Schiff in

diese Straße hineinfuhr, desto schöner wurde das Land; auf beiden Seiten ist es mit Wäldern bedeckt. Mehrmals sah man auch hunderte von Patagoniern in lange Mäntel von Lamafell gekleidet an der Küste. Diese Leute sind sehr groß und stark, die Frauen 6 Fuß, die Männer 7 Fuß 3 Zoll hoch. Sie haben breite, gut proportionirte Gesichter, braune Farbe und lange schwarze Haare.

Am 18. April wurde die vorausgeeilte Enterprise eingeholt. Bald darauf machten unsre Reisenden auch Bekanntschaft mit den Feuerländern (Pescherähs).

Diese Leute sahen erbärmlich aus und erregten das Mitleid unsrer Seefahrer; ihre Statur ist klein, die Frauen 4 Fuß, die Männer 5 Fuß groß. Sie haben dicke Köpfe und Leiber, dünne Arme und Beine, die obendrein einwärts gebogen sind. Die Haare sind lang und schwarz, und man kann vor dem Schmutz, der sie bedeckt, kaum ihre Hautfarbe unterscheiden. Ihre Kleidung besteht aus einem kleinen Seehundsfell, welches über die Schultern gelegt und vorn auf der Brust zusammen gebunden ist. Ihre Böte sind Canots aus Baumrinde, 12 Fuß lang und 3 Fuß breit. Ein solches Boot faßt fünf Erwachsene: zwei Männer und drei Frauen und die Kinder. In der Mitte des Bootes brennt auf einem flachen Stein ein kleines Feuer, welches eine Frau unterhält; die zwei andern rudern. Hinten und vorn im Boot sitzen die Männer. Von Zeit zu Zeit tauchen die Frauen unter und holen Muscheln u. dergl., welche dann an dem Feuer gebraten und von den Männern verzehrt werden.

Je mehr die Schiffe nun nach Westen in der Straße vordrangen, desto höher und felsiger wurde die Küste auf beiden Seiten. Der Baumwuchs hörte auf und man sah nur noch Strauchholz und Moose. Auch große Eisgletscher, wie die in den Alpen und dem hohen Norden, glänzten im Sonnenlichte zu den Seefahrern herüber.

Endlich am 20. April segelte der Investigator aus der Magellanstraße in den stillen Ozean, der indessen eben sehr vom Sturm aufgeregt war, so daß zwölfzöllige Schiffstaue zerrissen.

Der Weg ging nun nach den Sandwich-Inseln. Wind und Wetter waren auf dieser Tour längere Zeit sehr ungünstig. Schnee und Regen wechselten ab, und die Wellen warfen das Schiff gewaltig auf und nieder, so daß man weder sitzen noch stehen, selbst nicht liegen konnte, wenn man sich nicht mit Knie und Ellbogen feststemmte. Dazu war Alles im Schiffe naß. Bald zählte die Mannschaft viele Kranke. Die Windstöße wurden zuweilen so arg, daß die Enden der Segelstangen oder Raaen in's Wasser tauchten und der Kapitän fürchtete, das Schiff möchte eine so grimmige Behandlung nicht aushalten. Am 15. Mai hatte der Investigator abermals das Unglück, daß ihm ein Windstoß drei der obern Masten zerbrach. Dazu gingen noch zwei Segelstangen und ein Segel verloren. Das Schiff wurde nun noch heftiger von den Wellen umhergeworfen, aber trotzdem mußte die Arbeit der Reparatur vorgenommen werden. Erst gegen Ende Mai wurde das Wetter günstiger. Das Schiff wurde nun völlig ausgebessert, und die verdorbenen Speisevorräthe und darunter viele Centner Schiffszwiebach ins Meer geworfen. Mit der guten Witterung kehrte aber auch die gute Laune der Mannschaft zurück; mit Tanz und Jubel füllte man die freien Stunden aus. Auch die Kranken gingen ihrer Genesung entgegen.

Am 15. Juni wurde die Linie zum zweiten Male unter unerträglicher Hitze passirt, aber diesmal ohne das Neptunsfest.

Am 30. Juni sah man Land. Es war die Insel Owaihi, zu den Sandwichsinseln gehörig. Am 1. Juli lief der Investigator in den schönen Hafen von Honolulu ein, auf der Sandwichsinsel Owaihi. Die erste Nachricht war, daß die Enterprise 4 Tage hier vor Anker gelegen und nach

der Behringsstraße weiter gesegelt sei. Man besuchte während der Zeit des Aufenthalts zum Oeftern das Land und die Stadt Honolulu. Letztere zählt 30,000 Seelen und wird fast täglich größer. Da wimmelt's von Amerikanern, Engländern, Chinesen, Juden und Deutschen. Häuser von Eisen und Holz bringt man fertig von Amerika und England, richtet sie in ein paar Tagen auf und setzt sich hinein. Der schöne Hafen faßt 200 Schiffe. Bruder Miertsching besuchte das königliche Schloß und die Festung. Die Festung sah traurig aus, denn sie war erst kürzlich von einer französischen Fregatte gänzlich zerschossen worden. Im Schlosse residirt der König der Sandwichsinseln, Kamehameha III. mit seiner Frau. Die Kleidung der Städter ist europäisch, nur Alles von Seide, meist grün und schwarz. 130 Soldaten zu Fuß, europäisch gekleidet, aber Alle barfuß, marschirten auf. Der König ist noch nicht getauft und liebt die Weinflasche sehr, die Prinzessin Kalmaikakuli soll aber eine gute Christin sein. Sie wohnt im Hause bei der Familie des amerikanischen Missionar's Clarke. Am Hofe wird englisch gesprochen, in der Stadt auch noch; auf dem Lande aber sprechen die Leute, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, nämlich sawaianisch. Wie weit und tief das Evangelium die Insel durchdrungen habe, konnte Miertsching bei seinem kurzen Aufenthalte nicht beurtheilen. Er wohnte im Missionshause und machte hier auch ein Festessen mit, wodurch auch die Missionare den Jahrestag der Befreiung Amerika's von englischer Herrschaft begingen. Es wurde dabei nur Limonade getrunken. Die Missionäre sind nämlich sehr streng; wer ein Glas Wein trinkt, wird von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Miertsching aß einen Mittag bei einem Kaufmann Altin aus Hamburg, einem liebenswürdigen rechtschaffenen Manne; der hatte ein Söhnchen von ¾ Jahren, das war noch nicht getauft, weil der Vater Mittags ein Glas Wein trinkt. — Am Schlusse des Festmahls befahl Pastor Rice unsern Bruder mit

seiner ganzen Schiffsgesellschaft in herzlichem Gebete dem Herrn; die Kinder brachten ihm Blumen und Bücher und es wurde ein frommes Lied gesungen. Die Pastoren Damon und Clarke begleiteten Miertsching noch bis zum Strande, gaben ihm einige Zuckermelonen mit, und als er in's Boot stieg, riefen sie ihm zu: Wenn Jesus ruft, so steh'n wir da, in seinen Händen sind wir ja u. s. w.

Vierzehn Tage wollte der Kapitän auf der paradiesischen Insel bleiben, aber nach vier Tagen ging es schon wieder fort; die Matrosen hatten sich zu schlecht am Lande betragen und ihrer drei hatten sich mit Sack und Pack aus dem Staube gemacht. Nun ging es nach der Behringsstraße hinauf in das ewige Eis.

Am 20. Juli war man schon bei den Aleuten-Inseln und Tags darauf steuerte der Investigator bei schönem Wetter nach Unalaschka. Doch nun trat starker Nebel und Sturm ein; ersterer war so dicht, daß man kaum ein paar Schiffslängen weit sehen konnte. Acht Tage lang konnte man weder Sonne, noch Mond und Sterne sehen, und so geschah es denn, daß man die Behringsstraße passirte, ohne es genau zu wissen. Am Morgen des 27. Juli nahm man plötzlich an den Inseln Nunawuck (Ratmanoff) und Ignaluk (Krusenstern) wahr, daß man bereits die Straße hindurchgesegelt war.

Die Behringsstraße führt ihren Namen nach einem kühnen Seefahrer, Veit Behring mit Namen, der 1725 im Auftrage Peter des Großen von Petersburg aus Sibirien durchreiste und 1728 zu Ochotsk unter Segel ging, um den nördlichen Theil des stillen Ozeans zu durchforschen. Zwei Jahre lang versuchte Behring vergeblich, die amerikanische Küste zu erreichen. Erst auf seiner dritten Fahrt im Jahre 1741 gelangte er an diese Küste beim Eliasberg. Es war eine furchtbare Fahrt. Sturm und Kälte, Krankheit und Mangel an Lebensmitteln und

Wasser vereinigten ihre Schrecken. Schon glaubte man sich verloren, als eine gewaltige Woge das Schiff über einen Felsendamm hinweg in eine ruhige Bucht der Behringinsel schleuderte. Hier mußte man überwintern, Behring selbst mußte auf einer Tragbahre an das Land geschafft werden. Mit 30 seiner Gefährten ereilte ihn hier in Gestalt von Kälte und Hunger der Tod. Behring's Ende war grauenvoll. In der Höhle, in welcher er lag, rollte beständig Sand von oben herab und bedeckte seine halberstarrten Glieder, auf denen er ihn liegen ließ, weil er sie wärmte. So fand man seine Leiche fast völlig vom Sande bedeckt, fast lebendig begraben. Zu Ehren dieses unerschrockenen Mannes wurde die später von dem großen Weltumsegler James Cook im Jahre 1777 entdeckte 7 — 9 Meilen breite Wasserstraße, welche Amerika von Asien trennt, Behringsstraße genannt. Auch wir, die wir soeben im Geiste diese Straße passirt haben, wollen dem unglücklichen Seehelden Opfer der Bewunderung und des Mitleids bringen.

Unser Investigator segelte nun bei ruhigem und schönen Wetter und günstigem Winde hinein in die noch im Verborgenen lauernden Schrecken des nördlichen Eismeeres. Außer mehreren Wallfischfängern begegnete man auch einer Brigg von 12 Kanonen, die 1848 von England aus nach dem Kotzebue-Sund geschickt worden war und hier in der Eschholzbai als ein Depot für die Sir John Franklin'sche Expedition vor Anker lag, falls dieselbe ihren Weg von Osten durch das Eismeer nach der Behringsstraße gefunden haben sollte. Alljährlich wurden diesem Schiffe frische Lebensmittel von den Sandwichsinseln zugesendet. Eine große Anzahl Eskimo's hatte sich in der Nähe des schwimmenden Hauses angesiedelt.

Da der Kapitän den Befehl von der Admiralität hatte, den 1. August im Eise zu sein, so ging es ohne längeren Aufenthalt vorwärts. Bald verkündeten auch Wallfische, Wallrosse, Seehunde und die zunehmende

Kälte, daß der Investigator in die Residenz des Winters seinen Einzug gehalten hatte.

An einem Tage begegnete man 45 Wallfischen. Es ist ein imposantes Schauspiel, wenn ein solches Riesenthier, Dampfstrahlen auswerfend, seinen gewaltigen Leib durch die Wogen dahinwälzt. Es ist nichts von ihm sichtbar, als ein Theil des Kopfes und die gewaltige Wölbung des Rumpfes; den Schwanz zeigt er schwimmend nie; nur wenn er in die Tiefe hinab taucht, hebt er den riesigen 20 bis 25 Fuß breiten Fächer empor, mit dem er die Wasser unter sich hinwegschleudert, daß sie zischend und stäubend emporspritzen. Aber wenn man den schwarzen Rücken in majestätischen Bogen dahinschießen sieht, wenn man das erschütternde Brausen des Athmens vernimmt, das in der Minute etwa zwei Mal vor sich geht, und wobei aus den Trichtern der Nüstern des Thieres ein Doppelstrahl wie ein Springbrunnen hoch aufdampft, dann ergreift uns Staunen und Bewunderung. Wie aus dem ehernen Bauche der Lokomotive dröhnt lang ausgezogen das tiefe, stöhnende Keuchen, und sieht man den Strahl wohl auf eine halbe Stunde, so hört man ihn wenigstens noch einmal so weit über die stille Wasserwüste schnauben. Noch ergreifender ist die Wirkung, wenn eine Gesellschaft solcher Geschöpfe wie eine Riesenphalanx schwarzer Leiber die Wasser durchfurcht; eine Wolke von Dampfstrahlen bezeichnet ihren dämmernden Gang und mit ihr mischt sich der Gischt der gepeitschten, spritzenden Wogen. Und dieser Anblick ist nicht selten; denn wie die Wallrosse, Robben und Delphine, ist auch der Wal ein geselliges Thier; wenn man indessen schon Wallroßheerden von 2000 Stück und Delphine bis zu 5000 Stück gezählt hat, so zieht der Wal meist nur in Gesellschaften von 10 bis 100 Stück. Eine solche Heerde nennen die Wallfischfänger eine Schule. In solchen Haufen wandert der Wal des nördlichen Eismeeres, den man auch den grönländischen Wal

nennt, durch die Meere, indem er den großen Strömungen folgt, welche von den arktischen Regionen aus die Festlandsküsten bestreichen und in ihren grünen Wassern zahllose Weichthiere, insbesondere aber Myriaden jener gallertartigen Quallen mit sich führen, welche die Hauptnahrung des Polarwal's bilden. Den Rachen weit aufgerissen, schwimmt er durch die Tiefen. Eine Fluth stürzt in das gähnende Thor und mit ihr unzählige Quallenthiere, die in den Haarmaschen der Barten zurückbleibend, allmählig den engen Schlund hinabfließen.

In solchen Heerden durchziehen die Polarwale im Spätsommer das Behringsmeer und verweilen nun an gewissen Punkten der asiatischen Küste. Dort, am Saume des aufbrechenden Eises, sind die Gründe oder die „Wiesen", auf denen der Wal fleißig gejagt wird. Diese Trupps zu finden, ist die Hauptaufgabe der Wallfischfänger. Oft lugt man lange vergebens aus; ist aber die Schule gefunden, dann beginnt der gefährliche Kampf gegen die Riesen, der mit Erlegung mehrerer derselben endiget. Zur Sommerszeit richten die Wallfischfahrer ihren Lauf in das Polarmeer; da finden sie das geschätzte Thier dort, wo die Meeresströmungen sich begegnen und stauen, weil es hier seine Nahrung am reichlichsten antrifft.

Nicht minder wie die äußere Erscheinung fordert auch der Bau und innere Einrichtung des Wales unsere Bewunderung heraus. Er ist ein riesiges Meisterwerk der nordischen Natur, das die Größe und Weisheit seines Schöpfers mit lauter Stimme verkündiget. Schon das Gewicht dieser Meerungeheuer setzt in Erstaunen; wiegt doch ein ausgewachsener Wal an 2000 Centner, das ist so viel als eine Elephantenheerde von 50 Stück. Dem entsprechend sind die Dimensionen des Leibes, die 60 bis 70 Fuß in der Länge und 40 Fuß im Umfange betragen. Schauen wir in das „entsetzlich große Maul", gegen welches das des Riesen Goliath völlig verschwindet, so erblicken wir auf dem Boden der schwarzen Höhle,



Kutzner.

LIBRARY
LENOX
FOUNDATIONS

in welcher ein kleines Fahrzeug Raum hat, wie ein Schlammbett eine Zunge, dergleichen nirgend mehr in der Welt vorkommt, denn sie ist nur 20 Fuß lang und 7 bis 10 Fuß breit. Dazu an den Seitenrändern des Oberkiefers die ungeheuren Massen von Fischbein! Statt der Zähne hat der Polarwal nämlich nur Barten von Hornstoff, den wir als Fischbein kennen. Zu Hunderten sehen wir die Barten aneinandergekeilt; eine Reihe besitzt gegen 300 Barten; die mittleren erlangen eine Länge von 15 Fuß bei 12 Zoll Breite. Wie die Zähne anderer Thiere ihr Alter durch die Abnutzung der Kaufläche verrathen, so zeigen es die Barten durch franzen- oder faserartige Ablösung am innern Rande. Wie Moos aus altem, zerklüfteten Gemäuer schaut ein zottiges Netz von 15 bis 18 Zoll langen, roßhaarähnlichen Fasern aus den Fugen der Barten hervor. Für unsere nordische Majestät ist dieses Netz von großem Werth, wenn sie Tafel hält; denn in ihm sammelt sich bei jedem Schluck Meerwassers ein Häuflein Gelée, aus Quallen bestehend, wie in den Ruthen eines Besens an und braucht der Herr die geliebte zarte Speise nur noch den Schlund hinabgleiten zu lassen. Aus den zahlreichen Rippen des Thieres könnten wir recht stattliche Sommerhäuschen bauen, denn sie erreichen ja eine Länge von 10 Fuß.

Welche Blutmasse den Leib durchströmt, verrathen uns die Röhren der Schlagadern; der Hauptstamm derselben hat die volle Stärke eines Mannesarmes; ja stellenweise erweitern sich die Adern zu förmlichen Becken.

Außer dem Fischbein ist das Kostbarste am Wallfisch die 1 bis 2 Fuß hohe Speckschicht, die das Thier ringsum umgiebt, und über welche wie ein dicker Kautschuckkoller die empfindungslose Haut gezogen ist. Schätzt man den Ertrag an Fischbein bei ausgewachsenen Thieren auf 2000 bis 3000 Pfund, so den an Thran auf 40,000 Pfund und den Gewinn an einem Thiere auf 8 bis 9000 Thaler. Diese Speckschicht ist im Verein

mit der knorpelig-fleischigen Haut aber auch von großer Bedeutung für das Leben des Thieres; sie ist ein Schutz- und Trutzmittel für die Muskelmasse bei allen den riesigen Anstrengungen, denen der Körper in seinen Bewegungen unterliegt. Auch macht diese fast flüssige Specklage das Thier verhältnißmäßig oder specifisch leichter, als das Wasser, indem das Fett in alle Theile bis auf die Knochen dringt. Bekannt ist ja Jedermann, daß Fett, Oel rc. auf dem Wasser schwimmt und dadurch seine größere Leichtigkeit verräth. Endlich schützt jene Fettschicht auch noch durch ihre Unempfindlichkeit und dadurch, daß sie dem Blute die außerordentliche Temperatur von 30 Grad R. verleiht, das Leben des Thieres gegen die feindliche Einwirkung des eisigen Klima's des Nordens, den der Wal nicht verläßt. Niemals begiebt er sich in die Tropen.

Nicht minder interessant ist der Wal hinsichtlich seiner seelischen Eigenschaften. Im schroffen Gegensatz zu der Riesengröße seines Leibes zeigt sich der Wal als ein friedliches Thier. Vorsichtig, fast furchtsam den Feind vermeidend, zieht er durch die Gewässer. Nur wenn er verfolgt und gereizt wird, erwacht die ungeheuerliche Kraft, welche seinem Körper entspricht. Das kleine, scheinbar leblose Auge, das dem Ochsenauge gleichen soll und mit dem er im Wasser sehr gut sieht, hat einen empfindungsvollen sanften Blick. Groß ist die Liebe und Anhänglichkeit der Familienglieder unter einander. Lange folgt das Junge der Mutter nach, die ihren oft 30 Fuß langen Säugling zärtlich liebt. Diese innige Liebe liefert den Wal nicht selten in die Gewalt seiner Feinde; denn nie verläßt er das junge Thier. Er richtet sich beim Schwimmen nur nach diesem, erwartet das zurückbleibende, zieht das müde oder gefährdete unter seine Flossen, um es zu verbergen, und hat gar die Harpune das Kalb getroffen, dann eilt das Alte Hülfe bringend hinzu, ohne des jetzt auf es selber fliegenden Eisens zu achten. Es deckt das geängstete Kind mit seinem Körper und

erst, wenn dieses getödtet ist, erhebt es sich mit grimmiger Wuth gegen den grausamen Menschen, der ihm sein Liebstes erbarmungslos raubte. So warm schlägt auch in dem eisigen Norden das zärtliche Elternherz! —

Das Wallroß, das unsere Reisenden bereits auch häufig zu Gesicht bekamen, ist auch eine der mancherlei wunderbaren Gestalten der Polarmeere. Die Küstenbewohner nennen es auch Seekuh, Seepferd, Seelöwe, obwohl es weder mit einer Kuh, noch einem Pferde, noch einem Löwen Aehnlichkeit hat. Das seltsame Thier ist zwar ein recht plumpes Geschöpf, von der Größe eines Ochsens, aber harmlos, zwar sehr häßlich, aber gesellig und liebenswürdig, heiter und muthwillig; zwar mit einer sehr harten Haut, aber mit einem gar weichen Herzen begabt. Nur wenn man es angreift oder seine Jungen anzutasten wagt, wird das sonst so harmlose Thier kampfslustig, grausam und blutgierig; dabei springt eins dem andern zu Hülfe. Ein Polarreisender erzählt darüber wie folgt: „Es gelang uns ein Wallroß zu harpuniren. Aber kaum hatte es einen Schmerzenslaut von sich gegeben, so streckten sich überall aus dem Wasser dicke Köpfe mit langen Haaren, und von allen Seiten kamen Wallrosse racheschnaubend dem Verunglückten zu Hülfe, sie drängten nach dem Boote der Feinde, hieben mit ihren Hauern in die Planken desselben, um es zu zertrümmern, oder packten die Schiffer, um sie mit sich in das Meer hinabzuziehen. Dazu brüllten oder tobten sie in schauerlicher Weise. Die Angegriffenen wehrten sich mit Spießen, Beilen oder Gewehren so gut sie konnten. Aber an die Stelle eines erschlagenen Wallrosses traten immer neue Kämpfer; die Männer wurden endlich vom Morden müde und sie würden zuletzt den wüthenden Thieren haben unterliegen müssen, wenn man ihnen nicht von dem Schiffe Hülfe in andern Booten gesandt hätte. Und ein Kampf mit einem Wallroß ist etwas Fürchterliches. Das Thier ist wegen seiner dicken, zähen Haut nicht leicht verwundbar; es besitzt eine ungeheure Kraft, seine spitzen,

schweren Hauer zerreißen und zermalmen, was sie berühren, und sein Muth ist so groß, daß selbst der fürchterliche Eisbär, mit dem es eine entfernte Aehnlichkeit hat, ihm meist unterliegen muß.

Die Wallrosse, die, wie gesagt, gesellig sind, zeigen sich manchmal in Heerden von Hunderten und Tausenden, und es sieht drollig genug aus, wenn diese plumpen Geschöpfe auf großen Eisflächen liegen oder mit einander spielen; noch drolliger, wenn eine ängstliche Wallroßmutter ihr kalbsgroßes zartes Kleine vor irgend einer Gefahr bergen will, dasselbe unter den linken Arm (d. h. die linke Vordertatze) nimmt, so mit ihm fortläuft, dann kopfüber mit ihm sich in das Wasser stürzt.

Man jagt die Wallrosse ihres Thranes, namentlich aber ihrer Hauer wegen, die noch härter sind als Elfenbein und zu verschiedenen Arbeiten verwendet werden. Mittelst dieser Hauer klettert das Thier an hohen Eisfelsen hinauf, wie es sich derselben auch als Stütze bedient, um auf glatten Eisflächen sich fortzuhelfen.

Wovon die großen Thiere leben, weiß man eigentlich noch nicht recht genau, sie fressen Seegras, das ist gewiß; sie sollen aber auch eine große Vorliebe für die Häringe haben und große Mengen dieser überall verfolgten Thiere verzehren.

Doch nun wieder zurück auf unsern Investigator.

Am 1. August schien unsern Reisenden, die sich unter 70 Grad nördlicher Breite befanden, die Sonne bereits volle 24 Stunden lang, und am 2. August Vormittags 9 Uhr erscholl von der Mastspitze der Ruf: „Eis!“ Kaum waren zwei Stunden vergangen, so war der Investigator, der jetzt unter 72 Grad nördlicher Breite segelte, umringt von Eisschollen, die ihm manchen derben Stoß versetzten. Um 2 Uhr Nachmittags erfuhren unsere Nordpolfahrer zum ersten Male, was es heiße, im Eise festsitzen. Das Schiff stand unbeweglich im Eise, das, von der Mastspitze



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

aus gesehen, eine feste Masse zu sein schien. Es kostete nicht wenig Mühe und Anstrengung, das Schiff zu wenden, und erst in der Nacht gelang es, dasselbe weiter in's Fahrwasser zu bringen. Der Investigator wurde nun nach der Nordküste Amerika's zurück dirigirt, auf die Barrowspitze zu. Auf dieser Fahrt sah man Hunderte von Wallrossen, alte und junge, auf dem Eise liegend. Wenn das Schiff in ihre Nähe kam, so tauchten sie alle auf ein gegebenes Zeichen unter, kamen aber bald wieder auf das Eis zurück. Da inzwischen die Temperatur schon bis auf 4° R. gesunken war, so vertauschte man am 3. August die Sommerkleidung mit der Winterkleidung. — Eisberge wie in der Baffinsbai gab es hier noch nicht, aber gewaltige flache Eisfelder, die 6 — 8 Fuß über das Wasser hervorragten, und die etwa acht Mal so tief in dasselbe eintauchen, indem das Eis um $\frac{1}{9}$ leichter ist als das Seewasser. Den Neulingen auf dem Schiffe, die noch nie im Eis gesessen hatten, wurde eigenthümlich zu Muthe, als sie sich in solcher Umgebung sahen, und Mancher von ihnen sagte: Hätte ich das vorher gewußt, so wäre ich lieber zu Hause geblieben! Doch diese Betrachtungen kamen zu spät; bald genug wurde auch das Heimweh durch die Noth der Gegenwart verscheucht, als der Investigator in das Treibeis hineinsegelte, wobei er mitunter fürchterliche Stöße erhielt. Auch gesellte sich zu der unheimlichen Gesellschaft der Eisschollen noch dichter Nebel, so daß Niemand mehr wußte, wo man sich befand.

Als es eines Morgens hell und klar wurde, fand man, daß bereits die Barrowspitze umsegelt war. Man befand sich östlich von derselben und somit in einem Theile des Eismeers, bis zu welchem vor unsern Reisenden noch Niemand vorgedrungen war. Grausig war der Empfang, den der eisige Norden den verwegenen Eindringlingen in vorher noch nie befahrenes Gebiet bereitete. Furchtbares Eis umstarrte das Schiff ringsum, und 5 Ruderböte, jedes mit 8 Mann besetzt, hatten am 7. August den

ganzen Tag Arbeit, um das Fahrzeug durch das Eis zu bewegen. Am 8. August langte man endlich an der Nordküste des amerikanischen Continents an, unter 70° nördl. Breite bei 5° R. Da man vom Mastkorbe aus Menschen erspähte, fuhr unser Missionair mit einigen Begleitern an's Land.

„Da standen Eskimomänner", erzählt Miertsching, „und erwarteten ohne Waffen, bis wir nahe zu ihnen kamen. Ich glaubte mich ganz nach Labrador versetzt, als ich diese Leute sah. Dieselben Gestalten, Gesichter und Haare, derselbe Schnitt der Kleider und dieselbe Sprache. Die Verschiedenheit des Dialektes hinderte nicht, daß wir uns recht gut verstehen konnten. Sie führten uns auf eine kleine Anhöhe, von wo wir in der Entfernung einer halben Stunde ihre Zelte sehen konnten und luden uns ein zum Mitgehen. Als sie merkten, daß wir dazu keine Lust hätten, eilten sie, ohne auf uns zu hören oder Geschenke von uns anzunehmen, eilig zu denselben hin. Wir errichteten ein kleines Zeichen, vergruben dabei eine Flasche mit der Nachricht von unserm Besuch und kehrten dann zum Boot zurück. Das Land, eine weite Ebene, war mit Gras und kleinen Blümchen bedeckt, aber hart gefroren. Als wir kaum auf dem Schiffe angekommen waren, so fuhren in einem Fellboot, (Weiberboot, Umiak) von der andern Seite der Bucht fünfzehn Eskimo-Männer und Frauen an's Schiff, stiegen hinauf und schienen hier ganz zu Hause zu sein, denn sie fingen bald zu singen und zu tanzen an. Mit diesen Leuten konnte ich mich gut verständigen. Sie nannten sich Korgamiut und treiben Handel mit den Fremdlingen (russischen Handelsleuten) im Lande bei dem großen Flusse (Yukatan oder Yukon genannt). Sie waren schon auf zwei Schiffen gewesen, westlich von uns, wahrscheinlich auf dem Plover. Diese auf Point Drew wohnenden Eskimo's sind ein sehr armes Volk, schmutzig und zerrissen ist ihre Kleidung. Die Frauen sind im Gesicht tättowirt, wie die

Heiden in Labrador, die Männer haben zwei große Glasperlen oder auch runde Steine durch die Unterlippe nahe an den Mundwinkeln gesteckt. Die Kleidung der Leute ist dieselbe wie in Labrador, nur haben die Männer ihre Haare auf dem Scheitel ganz kurz verschnitten oder versengt. Schießgewehre kennen sie, haben aber selbst keine. Ihre Waffen bestehen aus großen Messern, Speeren, Bogen und Pfeilen. Sie erzählten, daß das Land (die Küste) von Menschen (Eskimo's) bewohnt wäre von Nulka bis zum Flusse (Konamut, Yukatan oder Collvile). Der Kapitän ließ einige Geschenke unter sie austheilen, worauf sie sich entfernten. Wir hatten den ganzen Tag schwachen Gegenwind und lavirten an der Küste hin. Nachmittags kamen vier Böte voll Eskimo's an's Schiff und brachten Fische zum Verkauf, welche mit Tabak bezahlt wurden; für einen Fisch ein Stückchen Tabak. Als die Fische immer kleiner wurden, zerschnitt ich das Stück Tabak und gab kleinere Stückchen, sie aber machten es gleich auch so, und schnitten den Fisch entzwei und wollten ihn stückweis verkaufen. Unsere Matrosen kauften Bogen und Pfeile; ja sogar die Kleider verkauften die Eskimo's vom Leibe weg. Geld kennen die Eskimo's nicht. Auch an diese wurden Geschenke ausgetheilt, und es wurde ihnen gesagt, daß, wenn weiße Leute zu ihnen auf dem Eise an's Land kommen sollten, sie dieselben freundlich aufnehmen und ihnen zu essen geben möchten. Sie versprachen dies auch. Nun fingen sie aber an verschiedene Kleinigkeiten zu stehlen, und es mußte, um dem Einhalt zu thun, endlich Gewalt gebraucht werden; sie wurden Alle in ihre Kajaks zurückgetrieben und Keiner durfte mehr das Schiff betreten."

In den nächsten Tagen fuhr man immer weiter an der Küste hin, links hatte man schweres Eis, rechts seichtes Wasser. Viel Treibholz wurde bemerkt, darunter Bäume von 56 Fuß Länge und 2½ Fuß im Durchmesser. Auch viele Seevögel, z. B. weiße Schwäne und Schneegänse

wurden gesehen. So oft man Eskimo's an der Küste bemerkte, begab sich Miertsching zu ihnen. Bei einer Landung am 11. August kamen die Eskimo's den Fremdlingen mit gezogenen Messern, Speeren und gespannten Bogen entgegen, um die Landung zu verhindern, ja es flogen auch einige Pfeile an den Unsern vorüber. Bald aber wurden diese Leute, die vorher nie weiße Menschen (Kablunaks) gesehen, so freundschaftlich und vergnügt, daß das Zeichen der Freundschaft, welches darin besteht, daß man mit der Nasenspitze die des Eskimo berührt, von Jedem und oft zwei bis drei Mal wiederholt werden mußte. Diese Leute waren wohl aussehend, gut gekleidet und reinlich. Der Häuptling, ein sehr schöner und verständiger Mann, hieß Attua; er hat drei Frauen und dreizehn Kinder. Von Franklin's Schiffen wußten diese Leute nichts.

„Unser Schiff," erzählt Miertsching, „erschien ihnen als ein Ungeheuer, sie nannten es eine schwimmende Insel. Obschon dasselbe eine halbe Stunde entfernt lag, zeigten die Leute doch bei jeder Bewegung desselben eine erneute Furcht und Alle fuhren vor Schreck zusammen. Ihre schönen, reinen Zelte wurden am Strande in einiger Entfernung aufgeschlagen. Ihre Winterwohnungen waren, wie sie sagten, landeinwärts drei Tagereisen weit entfernt. Sie bringen die drei Sommermonate hier an der Küste zu. Einige Familien reisen jeden Sommer östlich an der Küste hin, nach Nuniwokingak, wo sie mit andern Eskimo's zusammentreffen und Tauschhandel treiben. Attua erzählte mir, daß nicht weit von hier die Nunatarmiuts wohnten, kannte sie aber nur dem Namen nach. Ich unterhielt mich lange mit diesen Leuten und hoffte, ihnen etwas beizubringen davon, daß ein Gott sei, der Schöpfer aller Dinge, und daß derselbe will, daß wir gute und nicht böse Menschen sein sollen. Aber dazu reichte bei diesen Naturmenschen die Zeit nicht hin. Von einem höheren göttlichen Wesen haben sie nur mangelhafte Begriffe. Doch giebt

es ihrer Meinung nach zwei verschiedene Wesen, ein gutes und ein böses, in zwei verschiedenen Ländern, wohin sie selbst nach dem Tode kommen, Manche in das eine, Andere in das andere Land, je nachdem sie hier in diesem Leben gewesen sind. Während ich mich mit ihnen unterhielt, kam der Kapitän mit den Offizieren, welche sich auf dem Lande umgesehen hatten, und ersuchte mich, die mitgebrachten Geschenke auszutheilen. Diese verursachten natürlich viel Freude. Der Kapitän schenkte dem Attua eine Bootflagge, und wünschte durch ihn einen Brief an die russischen Handelsleute am Collvile-Fluß zu befördern. Attua versprach dies zu thun; leider ist bei den Eskimo's Versprechen und Halten zweierlei. Das Diebstalent der Eskimo's machte unsern Seemännern viel Sorge. Ehe man sich's versah, hatten die schlauen Burschen Etwas eingesteckt, und wie der Wind verschwanden sie in ihren Böten zwischen dem hohen Eise. Das eine Mal stahlen sie aus den Taschen der Matrosen Messer, Schnupftücher, ein Fernrohr und andere Schiffsgeräthe."

Unter fortwährendem Kampf mit Eis, Sturm, abwechselnd auch mit Regen, gelangte der Investigator am 18. August an die Insel Flaxmanns Island, nicht weit von der Küste Nordamerika's, unter 67 Grad nördl. Breite. Zwar war der Wind günstig, aber das Fahrwasser war so eng, daß an beiden Seiten des Schiffes nicht nur das Kupferblech, womit das Schiff beschlagen war, sondern auch Holzstücke von den Seiten gerissen wurden. Die Stöße gegen das Eis waren so furchtbar, daß die Ruhenden sogar aus den Hängematten geworfen wurden. Am 19. August saß das Schiff zwischen riesengroßen Eisschollen, welche 10 bis 15 Fuß über das Wasser hervorragten, und erst nach dreistündiger harter Arbeit gelang es, das gefesselte Fahrzeug wieder flott zu machen, doch nur, um nach der nächsten halben Stunde wieder festzusitzen. Nach abermaliger Befreiung kam man am 21. August nahe an Pelly Island, welches am

Ausflusse des Mackenzieflusses liegt, wo man an einer Eisscholle vor Anker ging, die nur — 12 engl. Meilen lang und 7 Meilen breit war.

Bei der Weiterfahrt fand man bestätigt, was die Eskimo's auf der Barrowspitze ausgesagt hatten, nämlich, daß jeden Sommer zwischen dem festen schweren Eis und der Küste offenes Wasser sei. Aus den zahlreichen Eskimozelten konnte man schließen, daß die Küste gut bevölkert sein müsse. Bei Point Warren unternahm man wieder einmal eine Landung, um die Eskimo's auszufragen.

„Wir sahen", schreibt der Missionar, „nur wenige Eskimo's, und diese empfingen uns, als wir aus den Booten ausstiegen, nicht freundlich, sondern drohten mit Speeren, gezogenen Messern und gespannten Bogen. Jeder Versuch, den wilden Menschen auf freundliche Art nahe zu kommen, blieb erfolglos, und der Kapitän wollte nicht gerne zurückkehren, ohne mit ihnen gesprochen zu haben. Endlich gelang es mir, nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihnen bis auf zehn Schritt nahe zu kommen. Ich redete sie freundlich an und endlich hörten sie auf mich, schwiegen mit ihrem Geschrei und Geheul und sagten mir, wir sollten zurückgehen, indem sie auf das sich bewegende Schiff zeigten. Ich hatte mehrere Pfeile aufgelesen und trug sie in der Hand, denn ich war sonst unbewaffnet. Die Pfeile gab ich weg und trat noch näher zu ihnen heran. Sie fingen aber wieder an zornig zu werden, so daß ich für gut fand, meine blindgeladenen Pistolen aus der Tasche zu ziehen und sie in der Luft abzufeuern. Dies Mittel half, sie wurden etwas ruhiger und hörten mich weiter an. Endlich ließen sie sich so weit bringen, ihre Waffen niederzulegen, und der Kapitän mit den Andern, ebenfalls ohne Waffen, kamen nun heran. Wir wurden zuletzt noch ganz gute Freunde, sie boten uns ihr schönes, neuerbautes hölzernes Haus zur Wohnung an und gaben uns Vögel, Fische und Rennthierhäute für Messer, Sägen und dergleichen Dinge. Die Freundschaft

wurde noch größer, als wir von Attua erzählten. Der alte Kairoluak (der Häuptling) freute sich besonders. Dieser Mann hatte ein schönes Haus und zwei Zelte. Ueberall herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit, mehr als ich je bei Eskimo's gesehen habe. Ganze Stöße getrockneter Felle von Rennthieren, Bären, Füchsen und Dachsen waren zum Verhandeln bereit. Diese Leute hatten noch nie Europäer gesehen und haben keinen Verkehr mit den Hudsonsbai-Handelsleuten am Mackenzie; sie schaffen ihre Waare westwärts, wo sie mit Attua Tauschhandel treiben. Der Sohn des alten Kairoluak hatte kürzlich auf der Jagd sein Bein über dem Knöchel gebrochen und lag nun unter vielen Schmerzen hülflos da. Der Doktor untersuchte den Kranken, aber bei unserm kurzen Aufenthalt konnte nichts gethan werden, und wahrscheinlich wird in wenigen Wochen dieser schöne, junge Eskimo nicht mehr am Leben sein. Sobald die Eskimo's keine baldige Besserung eines Kranken bemerken, so wird schnell alle Hoffnung aufgegeben, und wenn die Familie fortzieht, wird der Kranke auf irgend eine einsame Stelle gebracht, wo keine Hunde hinkommen, es wird ihm etwas Nahrung zurückgelassen, und kein Mensch kümmert sich weiter um ihn."

Nachdem man wieder einige Tage weiter nach Osten vorgedrungen war, unternahm man in der Nähe des 60 Fuß hohen Kap Bathurst abermals eine Landung. Der Kapitän beabsichtigte dabei namentlich, Briefe in die Hudsons-Station zu senden, damit durch diese Nachricht nach England gelangen möchte. Als man wiederholt an's Land stieg, fand man zu großem Erstaunen das Land, welches Tags vorher schneefrei und mit Blumen bedeckt war, 7 Zoll hoch mit frischgefallenem Schnee bedeckt. Das war am 31. August, ein Beweis, wie rauh das Klima der nordamerikanischen Küste im Sommer ist. Der Empfang von Seiten der Eskimos war wiederum ein unfreundlicher.

„Wir waren kaum ausgestiegen," berichtet der Bruder Miertsching, „als die Eskimo's wie ein Schwarm mit Messern, Speeren und Bogen auf uns loskamen, entsetzlich schreiend und lärmend. Die Weiber folgten mit Reservewaffen. Um Unannehmlichkeiten vorzubeugen, fragte der Kapitän: What is to be done? Ich gab meine Flinte dem Kapitän, knöpfte meinen Eskimorock gut zu und lief nun, was ich laufen konnte, gerade auf die Leute zu. Sie ließen sich indessen nicht einschüchtern, und ich zog meine Pistolen aus der Tasche, feuerte dieselben vor ihren Augen in die Luft und sagte ihnen, sie sollten ihre Waffen niederlegen. Sie schrieen aber nur um so lauter: Shuitok kalauroktuta! Ich rief ihnen von Neuem zu, daß wir Freunde seien, Geschenke brächten und nichts Böses wider sie im Sinne hätten. Darauf wurden sie etwas friedlicher und stiller. Der Kapitän kam nun auch zu mir, und nach vielen Worten und Versprechungen legten sie endlich ihre Waffen nieder, behielten aber ihre Messer zum Kampfe fertig. Ich machte zwischen ihnen und uns einen Strich in den Schnee als Grenze, über welche keiner schreiten sollte, was auch beobachtet wurde. Die Leute wurden nun immer freundlicher und endlich ganz zutraulich. Sie brachten ihre Frauen und Kinder und legten uns die Säuglinge in die Arme. — Diese Eskimo's verhandeln ihre Waaren an die Locheaux oder Hare-Indianer, welche mehr im Innern des Landes auch im Heidenthum dahinleben, und deren Sprache die Eskimo's verstehen. Die Indianer bringen die Waaren weiter bis nach Fort good Hope am Mackenzie. Nachdem der Kapitän sich durch mancherlei Fragen überzeugt hatte, daß diese Leute von Sir John Franklin und seinen Unglücksgefährten nichts wüßten, übergab er dem Eskimo Kenalualik die Briefe an die Hudsonsbai-Station nebst vielen Geschenken für ihn selber. Der Mann versprach Alles auf das Beste zu besorgen. Ich benutzte die Zeit, während der Kapitän sich auf dem Lande umsah, und unterhielt mich mit den Leuten. Sie hörten

mir gern zu, thaten selbst viele Fragen, und wenn mir ihre Ausdrücke unbekannt waren, halfen sie sich durch Zeichensprache. Von einem Schöpfer oder höhern göttlichen Wesen wissen auch diese Leute nichts, und haben wahrscheinlich nie daran gedacht, daß Sonne, Mond, Sterne und alles dies von Jemand geschaffen worden sei. Sie erstaunten daher, als ich ihnen sagte, daß ein großer, guter Geist, der Alles thun kann, was er will und dem nichts unmöglich ist, da oben über der Sonne und den Sternen wohne, der Alles sieht, was wir thun. Dieser Geist habe Alles, auch die ersten Menschen erschaffen u. s. w. Sie ließen Alles gelten, was ich sagte, nur über die Sterne gab mir der alte Kenalualik diese Belehrung: Ueber uns ist ein sehr großer, blauer Kasten, das Haus der Sonne. Am Tage und den Sommer ist die Sonne lange Zeit nicht in ihrem Hause, aber wenn sie in's Haus geht, wird es dunkel. Und weil in dem Hause lauter kleine Löcher sind, durch welche sie aus ihrem Hause auf die Erde sehen kann, so leuchtet sie hindurch und das sind die Sterne. Von einem zukünftigen Leben nach dem Tode haben auch diese Eskimo's eine eigenthümliche Vorstellung. Es giebt nämlich zwei Länder, ein schönes und nicht schönes Land. In dem guten Lande wohnt ein guter Geist, der dort das Wild bewacht, daß es nicht aus dem Lande weggeht. In dem schlechten Lande wohnt auch ein Geist, der aber böse ist, und den Menschen immer Böses zufügt. Wenn ein Eskimo stirbt und er hat im Leben die armen Wittwen und Waisen gekleidet und gespeist, der kommt in das gute Land, wo immer die Sonne scheint, nie Regen, Eis und starker Wind ist, immer warmes Wetter herrscht, wo Seehunde, Rennthiere und dergleichen unzählbar, die man alle mit Händen fangen kann. Wer dagegen in seinem Leben diese guten Eigenschaften nicht gehabt hat, kommt in das schlechte Land, wo das Entgegengesetzte des ersten, was vom guten Lande gesagt ist, stattfindet. Während ich mich noch mit diesen mir liebgewordenen Leuten

unterhielt, kam der Kapitän und rief mich zum Boot. Ich stand auf und wollte gehen, aber der alte Kenalualik hielt mich zurück und sagte, ich solle hier bleiben und mehr erzählen, ich sollte bei ihm wohnen. Ich erwiederte ihm, dies könne ich nicht thun, denn ich müßte mit dem Schiffe gehen, um unsere im Eise befindlichen Brüder aufzusuchen. Darauf bot er mir einen Schlitten und Hunde an, mit denen ich, wenn der nächste Mond wieder unsichtbar werden würde (Neumond) und das Wasser gefroren sei, auf dem Eis zu meinem Schiff gehen könnte; bis dahin aber sollte ich hier bleiben. Ich erwiederte, daß das Schiff dann sehr weit sein möchte, daß ich es nicht mehr finden würde, worauf er das Vorige wiederholte und nun noch ein Zelt hinzufügte, so daß ich Schlitten, Hunde und Zelt haben sollte. Ich sagte ihm nun bestimmt, daß mein Angajuga (Häuptling) mich kommen hieß, und deshalb mußte ich folgen und seine Worte beachten. Er aber wiederholte noch einmal alles Versprochene und stellte mir nun auch das Versprochene vor mit den Worten: takka unna! (Nimm diese). Indem kam der Kapitän, mich zu holen, und wir Beide wurden nun bei den Armen gefaßt und bis zum Boot geführt, wo wir die Geschenke austheilten und uns dann in's Boot zurückzogen. Meinem alten Freund Kenalualik und seiner Tochter (einem etwa sechszehnjährigen, sehr schön aussehenden Mädchen) gab ich doppelte Geschenke, der letzteren besonders Nähnadeln, denn diese sind bei den Eskimo's von hohem Werthe. Eine Eskimo-Frau stahl unsern Bootkompaß, sie wurde aber dabei ertappt. Ich vermißte mein Schnupftuch, bekam es aber wieder von einem diebisch aussehenden Eskimo. Um den ferneren Zudringlichkeiten zu entgehen, fuhren wir ab und ließen dies arme Völkchen am Strande stehen, die uns viele aksusipj (Lebewohl) zuriefen. Fünfzehn Kajäke begleiteten uns bis zum Schiffe, wo die Eskimo's von den Matrosen mit vielen Geschenken erfreut und mehrere ganz in europäische Kleidung gekleidet wurden. Als es anfing dunkel zu

werden, fuhren sie Alle hocherfreut zurück. Die Sprache dieser Leute weicht etwas ab von der anderer Eskimo's an dieser Küste. Sie verstanden mich sehr gut, hingegen wurde es im Anfange schwer, Alles zu verstehen. Mehrere haben braune Haare und blaue Augen. Ihre aus den feinsten Thierfellen sehr kunstvoll verfertigten Kleider zieren diese kleinen aber schön gewachsenen Leute sehr. Ihre Hunde sind von derselben Race, wie die in Labrador."

Bei spätern Begegnungen mit Eskimo's östlich vom Kap Bathurst erzählte Einer, daß „vorgestern" Fremde in zwei Böten hier gewesen, auf dem Lande in einem Zelt gewohnt und auch hier in der Nähe auf dem Eise einen Eisbären geschossen hätten. Sie beschrieben auf's genaueste die Böte mit den Masten, die Menschen in ihren verschiedenen Kleidern, sie erzählten sogar, wie der Kapitän, ein dicker Mann, am Strande immer auf- und abwärts gegangen sei, jedesmal hätte er zwanzig Mal getreten und wäre dann wieder umgedreht. — Das ist wohl Franklin gewesen? werden meine Leser ausrufen. — O nein, der Kapitän erkannte bald aus diesen Beschreibungen, daß das „Vorgestern" so viel als vor zwei Jahren heißen sollte, wo Dr. Richardson hier gewesen war, als er die Bootexpedition vom Mackenzie bis zum Kupferminenflusse leitete.

Im Eise weiter kreuzend, suchte man die Franklinsbai zu gewinnen, Wallfische, Seehunde und viele Wasservögel belebten die Einöde einigermaßen. Plötzlich sah man am 4. September einen großen starken Rauch vom Lande aufsteigen. Zuweilen verschwand derselbe auf einige Minuten, dann aber stieg er viel stärker wieder auf. Man wußte nicht, was davon zu halten sei, indem der Rauch von Eskimozeltplätzen unmöglich herrühren konnte, dazu war er viel zu groß. Es wurde deshalb eine Expedition zur Untersuchung der seltsamen Erscheinung ausgesendet. Nach zweistündigem Rudern, wobei die Matrosen zum Oeftern Wallfische zu verscheuchen

hatten, kamen sie am Ziele an und fanden ein Stück Land, das vielfach zerrissen und so heiß war, daß die Stiefelsohlen daran verbrannten. Aus der Erde aber stieg ein starker Schwefelgeruch empor, welcher die Forschenden in der Ferne zu bleiben nöthigte. Eine Flamme war nicht zu sehen; wo aber der Rauch am stärksten war, schien die kochende Masse einem dicken Teige ähnlich. Man zählte an 30 bis 40 Rauchsäulen, die an verschiedenen Stellen aus der Erde aufstiegen. Felsen oder Steine wurden nirgends bemerkt, und die senkrechte Küste bestand aus einer ausgebrannten Masse, wie ganz weicher, lockerer Bimsstein. Offenbar befindet sich also hier ein Vulkan, ein Feuerheerd mitten im Reich des riesigen Winters.

Am 6. September wurde das Kap Parry umsegelt, und dann nordwärts weiter durch's Eis gesteuert. Das Wetter war klar und hell, aber das Schiff erhielt mitunter fürchterliche Eisstöße. Von der obersten Mastspitze aus erblickte der wachthabende Matrose Land, dem man nunmehr entgegen fuhr, und das man auch am 8. September erreichte. Es war die Südspitze einer Insel, eines damals noch unbekannten Landes (der Baring-Insel), der Kapitän nannte das Kap „Lord Nelsons Spitze". Die Reisenden begaben sich an das vor ihnen noch von Niemand betretene Land. Sie fanden Pflanzen und Blumen unter 71 Grad nördl. Breite am 8. September. Die Fährten von Rennthieren, Füchsen und Wölfen waren häufig, und zahllose Seemöven flogen um die Felsen herum. Auch Vögel mit schwarzem Kopfe und schlankem Halse fand und schoß man.

Doch lange verweilte man nicht. Den nächsten Tag ging es schon wieder vorwärts in die große Bucht, die der Investigator jetzt vor sich hatte. Anfangs war die Bucht an 30 englische Meilen breit; nachdem man zwei Tage lang weiter gesegelt, war die Breite nur noch 10 bis 15 Meilen. Auf beiden Seiten sah man 600 bis 800 Fuß hohe Berge (diejenigen, die man links hatte, gehören, wie wir jetzt wissen, der Baring-Insel an, und

die zur rechten Hand dem Prinz-Alberts-Land). Bei weiterm Vordringen wurde die Bucht immer enger und die Fahrt immer beschwerlicher (man befand sich bereits in der Prinz-Wales-Straße, wie uns jetzt bekannt ist).

Die Temperatur war am 11. September schon bis auf 4° R. unter dem Gefrierpunkte gesunken, und der Kampf gegen das Eis brachte der Mannschaft viele angstreiche schlaflose Nächte. Tagelang steckte das Schiff fest im Eis und wurde mit demselben von Wind und Strömung hin und her getrieben. Dazu fiel die Temperatur schnell. Am 17. September waren schon — 8° R., am 19. — 10° R., am 21. schon — 11° R. An letzterem Tage war der Investigator im Eise festgefroren und wurde mit demselben nördlich getrieben. Die Mannschaft konnte nichts weiter thun, als abwarten, was die Zukunft bringen würde. Plötzlich erhob sich ein Nordostwind, und das Schiff wurde wohl an fünfzehn Meilen weit zurückgetrieben. Die Gefahr steigerte sich in dem Maaße, daß der Kapitän mit dem Plane umging, Kleider und Lebensmittel an's Land schaffen zu lassen, damit für den Fall, daß das Schiff verloren ginge, die an's Land sich Rettenden nicht vor Hunger sterben müßten, sondern ihren Weg an die Küste des Festlandes suchen könnten.

Doch es war keine Zeit mehr zur Ausführung dieses Vorhabens. Am 24. September Abends gegen 6 Uhr wurde das Schiff (am Eingange der Prinz-Wales-Straße unter 72° nördl. Breite) gegen schweres Eis getrieben, das auf einer Felsenbank unbeweglich stand. Durch das Drängen und Aufeinanderschieben der Eisstücke zerbrach das Eis, in dem das Schiff bisher steckte und es wurde dasselbe so zusammengepreßt, daß die Balken in seinem Rumpfe krachten und sich zu beugen anfingen. Dies währte eine lange Zeit, und man war allgemein davon überzeugt, daß es das Schiff nicht aushalten könnte. Der Kapitän versammelte in Eile die ganze Mannschaft auf's Verdeck, hielt eine kurze Anrede und vertheilte

sie in Bootsgesellschaften, damit, im Falle der äußersten Noth, sich jede Gesellschaft in ihrem Boot zu retten versuchen sollte. Zu jedem Boot wurde ein Offizier gegeben. Die Böte sollten zurecht gemacht und jedes mit einem Zelte und Lebensmitteln versehen werden. Diese furchtbare Bewegung des Eises währte bis in die Nacht hinein. Um 11 Uhr wurde das Schiff noch einmal von dem Eise in die Höhe gehoben, worauf es dann auf die Seite fiel, sich aber wieder aufrichtete, sobald das Eis wieder etwas zurückging. Um Mitternacht wurde Alles ruhig.

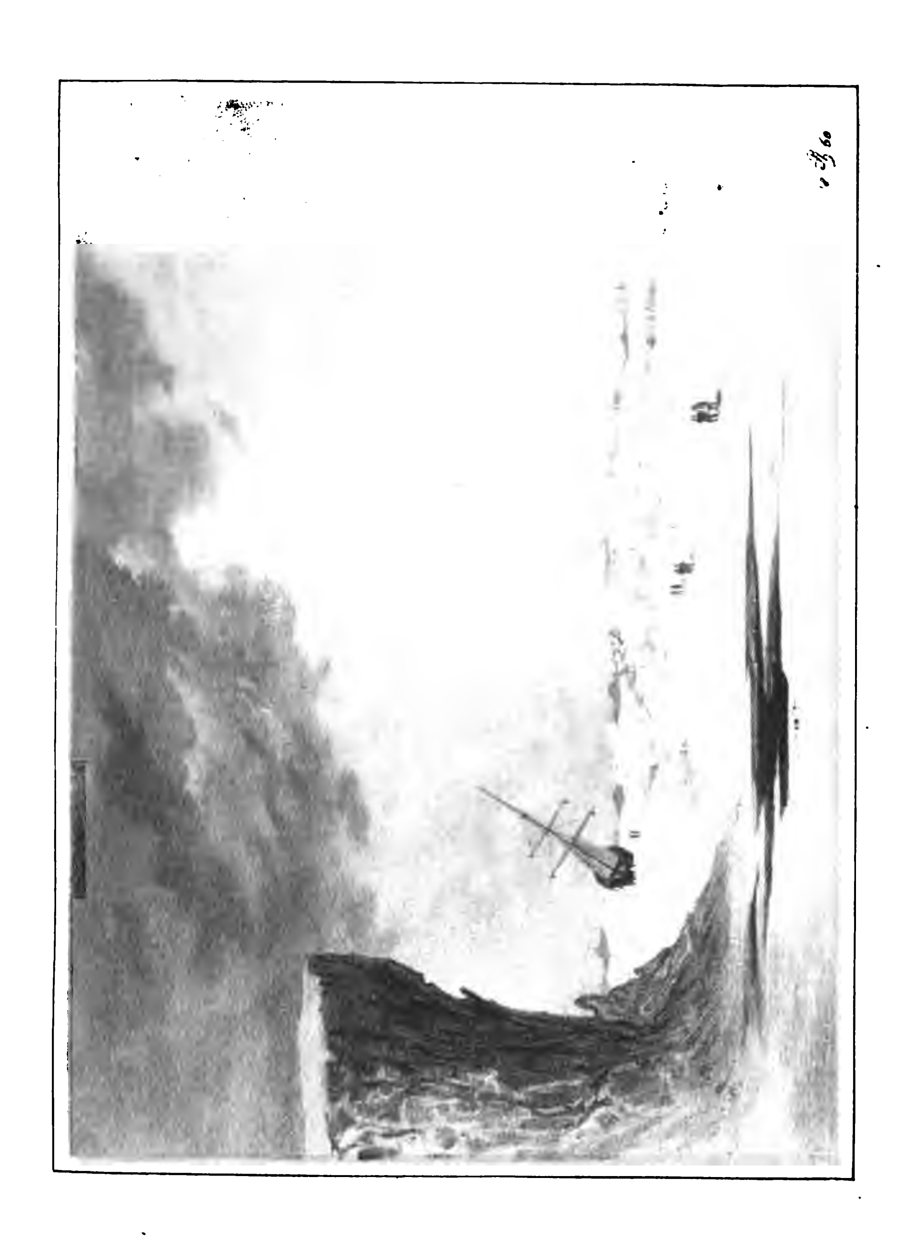
„Am 25. September von 2 Uhr früh bis Nachmittags 1 Uhr", erzählt Miertsching, „stand ein Jeder mit seinem Bündel, welches die nöthigste warme Kleidung und etwas Schiffszwieback enthielt, fertig und bereit, um sich beim ersten Stoß gegen das Schiff auf das hoch aufgeschichtete Eis und von da möglichst auf's Land zu retten. In den Taschen hatten wir Pulver und Blei und einige Flinten bei der Hand, um uns auf dem Lande unsere Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Ach! wäre es so weit gekommen, wie lange hätten wir unser Leben fristen können? Nicht eine Woche lang! Der barmherzige Herr aber lenkte das Eis und mit ihm das Schiff auf solche Weise, daß wir nahe an dem Lande hin in tieferes Wasser, aber auch zugleich zwischen sehr große übereinandergeschobene Eisstücke kamen, in welchen das Schiff so gepreßt und zusammengedrückt wurde, daß die Thüre in des Kapitäns Kajüte unbrauchbar wurde. Endlich wurde das Eis ruhiger; ein Jeder war so müde und matt, daß wir uns Alle sehr nach Ruhe sehnten. Aber kaum hatten wir uns niedergelegt, da mußten wir schon wieder aufstehen; und nun standen wir in der Kälte ganz erschöpft und matt die Nacht und einen Theil des Tages auf dem Verdeck. Die Stöße des Eises waren furchtbar. Der starke Wind trieb das Schiff sammt dem Eise wieder nordwärts gegen die felsigen, 120 Fuß hoch aufsteigenden Wände an der Südseite der Insel, welcher später

der Name Prinzeß-Royal-Island gegeben worden ist. Um nicht an dieser steilen Felswand zu scheitern, wurde das Schiff mit vieler Mühe an eine Eisscholle mit sechs Ankertauen befestigt. Wir kamen der gefährlichen Klippe bis auf funfzig Schritt nahe. Das Wasser war daselbst 65 Faden tief. Die vergangene Nacht aber war die fürchterlichste, die wir bisher erlebt. Wir haben auf der See Stürme erlebt, wo beinahe alle oberen Masten herunterbrachen, doch so angstvoll auch ein solcher Sturm ist, so behaupteten doch Alle, daß zehn Seestürme nicht all das Schreckliche und Entsetzliche in sich faßten, was uns die vorige Nacht gebracht hatte. Es ist mir nicht möglich, diese angstvollen Stunden zu beschreiben, aber lebenslang werde ich mich ihrer erinnern, und sie werden mich stets auffordern zum Dank gegen den treuen Herrn, der uns auf so augenscheinlich wunderbare Weise aus der gewissen Todesgefahr errettete. Siebenzehn Stunden standen wir auf dem Verdeck, jeden Augenblick als den letzten unseres Lebens betrachtend. Eismassen, deren jede drei- bis viermal größer als das Schiff waren, wurden zusammengeschoben, übereinandergethürmt und stürzten dann mit donnerähnlichem Gekrach zusammen. Mitten in dem Toben wurde das Schiff jetzt auf die eine, dann auf die andere Seite geschleudert, hoch aus dem Wasser emporgehoben, und sobald das sich aufstauende Eis, sich selbst zermalmend, zusammenstürzte, wieder hinabgeschleudert in das tobende Meer. Die Fugen des Schiffes gingen auseinander und das getheerte Werg fiel heraus, ja die Fässer im Schiff fingen an zerdrückt zu werden. Die Fässer sind im Schiffe, damit sie sich beim Schwanken desselben nicht bewegen, fest aneinander gelegt, und dermaßen wurden die Schiffswände zusammengedrückt, daß zwei der Fässer zersprangen. Hätten wir nur irgend eine Möglichkeit gesehen, über das tobende und auf- und abgeworfene Eis ans Land zu flüchten, es wäre wohl Keiner auf dem Schiffe geblieben; aber dies war weder zu Boot noch zu

Fuß möglich, deshalb mußten wir aushalten und jeden Augenblick als den letzten erwarten. Einige Matrosen, an der Rettung verzweifelnd, hatten bereits die Spirituskammer aufgebrochen, und sich völlig berauscht, um so der Angst des Todes zu entfliehen. Als nun die Noth und Gefahr den höchsten Punkt erreicht hatten, als das Schiff auf die Seite geworfen von einer hochgethürmten Eismasse eben bedeckt werden sollte, die mit einem Male 76 Menschen begraben wollte, da sagte der Barmherzige: „Bis hierher und nicht weiter!" Das Eis stand still ohne sich im geringsten zu bewegen. Man sah sich erstaunt und verwundert an über die plötzliche Veränderung, man wagte es kaum zu glauben. Das Schiff lag auf der Seite und wir erwarteten einen neuen Ausbruch des furchtbaren Aufruhrs, aber es blieb Alles still! Der Herr hatte den Wellen und dem Eise geboten! — Eine starke Wache blieb auf dem Deck, die Andern gingen matt, erschöpft und durchnäßt hinab, um etwas Ruhe zu genießen."

Das begab sich vom 25. zum 26. September 1850. Als man am nächsten Tage das Schiff besichtigte, fand man, daß das Wasser 25 Zoll hoch in dem auf der Seite fest liegenden Schiffe stand. Die sechs Anker, mit denen das Schiff an die Eisschollen befestigt gewesen, waren verloren. Die Eismassen trieben langsam nach Norden und nahmen das Schiff mit. Man versuchte dasselbe aufzurichten, doch vergebens. Endlich fror das Eis so zusammen, daß das Schiff nicht weiter fortbewegt wurde. Der Punkt war erreicht, wo man den kommenden Winter zubringen mußte.

Das geschah am 30. September. Der Kapitän traf sofort die nöthigen Anstalten zur Ueberwinterung. Er hielt eine Musterung, wobei die Schiffsordnung und Strafgesetze vorgelesen wurden, die Jeder mit entblößtem Haupte anhören mußte, bestrafte die, welche in der Stunde der Angst die Spirituskammer erbrochen hatten, und ging darauf zu freundlichen Ermahnungen über. Er erinnerte Alle an die Gefahr, in der sie



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

geschwebt, und die noch nicht vorüber sei, und wie die allmächtige Vorsehung sie durch ein augenscheinliches Wunder von dem gewissen Tode errettet habe. Diese Rede ergriff die Zuhörer auf's Tiefste, und manche alte an Gefahren gewöhnte Matrosen konnten sich der Thränen nicht enthalten; sie versprachen Alle, wie ein Mann, Besserung. Vom 9. Oktober an begann die Ueberwinterung. Das Schiff lag unter 72° nördl. Breite in einem Meerestheile, der später den Namen Prinz=Wales=Straße erhielt. Ueber das Verdeck wurde ein Dach von starker Segelleinwand gezogen, so daß man darunter wie unter einem großen Zelte vor Schnee und Sturm geschützt war. Das Eis um das Schiff wurde planirt, indem große Stücke weggesprengt und tiefe Löcher ausgefüllt wurden, so daß man bequem um das Schiff herum gehen konnte. Später, als die Kälte noch mehr zunahm, wurde auf dem Eise Schnee gesammelt, mit Sägen und Säbeln Kubikstücke von zwei Fuß geschnitten und an's Schiff gebracht, um dasselbe ringsherum mit einer acht Fuß dicken Schneewand zu versehen, durch welche die Kälte etwas abgehalten werden sollte. Auf das Verdeck selbst wurde der Schnee einen Fuß hoch aufgetragen, festgetreten und mit einem neuerfundenen Polarcement bedeckt, welcher aus einer Mischung von Schnee, Sand und Wasser besteht und den kalten Winter hindurch so hart wie Granitplatten ist.

Soweit war das Schiff nach außen hin so gut als nur möglich verwahrt, aber auch das Innere desselben machte große Veränderungen nöthig, damit den Seefahrern der Aufenthalt in dieser grimmigen Eiswüste möglich wurde. Wegen der Schneewand um das Schiff herrschte in den Räumen desselben vollständige Dunkelheit, indem die Schiffsluken verstopft waren, und große Feuchtigkeit. Es mußten daher in allen Kajüten und im Unterstock fortwährend Lichter und Lampen brennend erhalten werden. Um dem Eindringen der Kälte möglichst Widerstand zu leisten, versah man alle

Eingänge mit doppelten Thüren. Um frische Luft in's Schiff zu lassen und die verpestete feuchte hinauszuschaffen, richtete man Ventilatoren ein und hing zum Oeftern glühende Kanonenkugeln in den Schiffsräumen auf. Ein Ventilator besteht aus einem langen Schornstein von Segelleinwand, der aus dem Innern des Schiffs durch das Verdeck emporragt. Aus diesen Dunstessen sieht man die Dünste wie schwachen Rauch aufsteigen, besonders zu den Zeiten, wenn die Schiffsmannschaft im Innern des Schiffes beisammen ist. Die Schornsteine müssen jeden Morgen abgenommen und von dem inwendig sich an zwei Zoll stark ansetzenden Reif befreit werden. Die Heizung der Kajüten besorgt der große Schiffsofen, von welchem in alle Räume Heizungsröhren ausgehen.

Die Tagesordnung der Mannschaft ist folgende. Um 5 Uhr Morgens treibt das Signal der Schiffswache die Matrosen aus ihren Hängematten, welche zusammengeschnürt und an einem bestimmten Platze aufgeschichtet werden. Bis zum Frühstück wird nun das Schiff gereinigt und gesäubert. Um 8 Uhr ist das Frühstück. Die in Tischgesellschaften zu 8 Mann getheilten Matrosen setzen sich zum Dampfer, dem Kessel, aus welchem Jeder seine Portion bekommt. Mit dem besten Appetit verzehrt dann ein Jeder seine Pinte Chocolade und 1 ½ Pfund Schiffszwieback. Der Dampf des Kessels und die gedrängte Mannschaft verursachen einen dichten Nebel. Aus dieser Atmosphäre von 50° Wärme steigt man eine kurze Treppe hinauf auf's Deck und ist in wenigen Sekunden in einer Kälte von 15 Grad R. Das Signal macht dem Frühstück und seinem gemüthlichen Plaudern ein Ende. Jeder zieht seine warmen Kleider an und begiebt sich auf's Verdeck. Nur Wenige bleiben unten, um die Tische abzuräumen und Alles in Ordnung zu bringen. Um 9 Uhr ruft das Signal Jedermann auf das Verdeck zur Musterung. Dann geht die Mannschaft auf's Eis, um sich die Zeit so gut wie möglich bis 11 ½ Uhr zu vertreiben.

Sechs Mann müssen reinen Schnee oder Eis sammeln für den Schiffskoch, der dasselbe in Wasser verwandelt. Um 12 Uhr wird zu Mittag gegessen. Gesalzenes Rind- oder Schweinefleisch, Erbsen, Mehlklöße oder getrocknete Kartoffeln machen die Mahlzeiten aus. Die Offiziere essen um 2 Uhr. Um ½2 Uhr treibt das Signal die Mannschaft wieder auf's Eis, wo man dieselbe einzeln oder in Gruppen auf- und abgehen sieht. Um 4 Uhr kommt ein Jeder meist vor Kälte zitternd wieder heim. Nun folgt das Abendbrot, aus Thee und Schiffszwieback bestehend, darauf ein Grog, welchen der Schiffsgend'arme austheilt, nebst einer Pfeife Taback; von 6 — ½8 Uhr ist Schule, dann Freizeit bis um ½9 Uhr, worauf das Signal „zu Bett" befiehlt. So geht es einen Tag wie den andern.

Da meine Leser wissen, daß das Meerwasser salzig und darum ungenießbar ist, so werden sie diese Eigenschaften auch dem Meereise beilegen und sich daher darüber wundern, daß der Schiffskoch Eis zum Kochen gebrauchen kann. Ich darf ihnen daher einige Belehrung über die Natur des Polareises nicht vorenthalten. Man unterscheidet in den Polarmeeren Süßwasser- und Salzwassereis. Das Süßwassereis sieht im Meere schwimmend schwarz aus; herausgenommen ist es vollkommen durchsichtig, mitunter rein und klar, wie das schönste Krystallglas, mitunter aber auch von vielen schichtenartig liegenden Luftbläschen theils rund, theils ei- oder birnförmig durchzogen, wodurch denn seine Durchsichtigkeit unterbrochen wird. Es enthält kein Salz und giebt daher beim Aufthauen süßes d. h. genießbares Wasser. Das Salzwassereis sieht im Meere gleichfalls beinahe schwärzlich aus, in der Luft aber wird es nicht klar und durchsichtig, sondern weißlich oder grau. Es ist porös, undurchsichtig; wenn es dünn genug ist, um Licht durchzulassen, so hat dieses eine bläuliche Färbung. Aufgethaut giebt es mehrentheils ebenfalls süßes Wasser, doch mitunter ist dasselbe auch schwach salzig und übel schmeckend. Man kann dies vorher

bestimmen. Wird nämlich ein Stück Salzwassereis nach lange anhaltendem Froste von der Oberfläche einer Scholle oder selbst unter Wasser genommen, aber von einer großen, lange bestehenden Eismasse gebrochen, so giebt es beim Aufthauen süßes Wasser. Beweis genug, daß beim Gefrieren des Meerwassers das Salz ausgeschieden wird. Stücke dagegen von kleinerem Umfange, von neuerer Bildung, auf dem Meere schwimmend, geben etwas gesalzenes Wasser. Das kommt aber höchst wahrscheinlich daher, daß die Poren und die vom Meere bespülte Oberfläche Salzwasser enthielten.

Direkte hierüber angestellte Versuche machen dies wenigstens sehr glaublich. Wenn man nämlich solche Stücke Eis, wie die letztbezeichneten, aus dem Wasser nimmt, an der Luft aufhängt und sie einige Zeit der Frosttemperatur aussetzt, so geben sie nachher vollständig süßes Wasser; „das Salz ist ausgefroren“, sagen die Matrosen, was nichts weiter heißt, als die concentrirte Salzlösung gefriert nicht, sondern wird durch den Frost ausgeschieden und träufelt ab.

Da also jede Art von Eis ganz oder doch zum Theil salzfrei ist, so kann dasselbe wohl zu Küchenzwecken gebraucht werden.

Die zuletzt mitgetheilte Erfahrung benutzt man übrigens zur Gewinnung von Salz aus dem Meerwasser. Wie man am Mittelmeere sich dazu der Sommerwärme bedient, so im Norden des Frostes. Wenn man nämlich Meerwasser in großen Gefäßen dem Froste aussetzt, so gefriert es bei niedriger Temperatur gerade wie der Wein oder das Bier gefriert. Reines Wasser gefriert bei Null Grad, Meerwasser, wie das des grönländischen Meeres, gefriert erst bei 2 1/2 Grad unter dem Gefrierpunkte des reinen Wassers und es bleibt im Becken eine nicht unbeträchtliche Menge so concentrirten Salzwassers zurück, daß es noch bei 10 Grad unter Null nicht gefriert, ja man kann es durch Wiederholung des ganzen Prozesses so salzreich machen, daß es selbst bei 20 Grad Kälte noch flüssig

bleibt. Diese höchst concentrirte Salzsoole wird nun durch Kochen zum Krystallisiren gebracht.

Da wir einmal auf die Natur des Polareises zu sprechen gekommen sind, so will ich meinen wißbegierigen jungen Freunden darüber noch einiges Andere mittheilen, die Eigenschaften, die Entstehungsweise und die Bildung desselben betreffend.

Das Süßwassereis ist ungewöhnlich hart, bricht mit muschligem Bruche und ist so außerordentlich scharfkantig, daß man sich damit schneidet wie mit scharfen Glassplittern. Die Durchsichtigkeit desselben ist so groß, daß man Brennlinsen davon machen kann, was Skoresby auf einer seiner Polarreisen gethan hat, und mit denen er, obschon sie nach seiner eigenen Angabe sehr unvollkommen waren, die Sonnenstrahlen so gut vereinigen konnte, daß sie Schießpulver und Holz anzündeten. Die Matrosen kamen einer nach dem andern mit ihren Pfeifen herbei, um sich dieselben auf eine so neue und ganz ungewöhnliche Art anzünden und sagen zu können, sie hätten Taback geraucht, der durch Eis in Brand gesetzt worden wäre.

Das neu entstandene nicht dicke Eis, welches einen großen Theil des Treibeises ausmacht, und in bedeutenden Quantitäten und in mäßig großen Schollen umherschwimmt, ist Salzwassereis, das Meer in gefrornem Zustande, gefroren jedoch nur, wie bereits bemerkt, unter Ausscheidung des meisten Salzwassers. Solche Eismassen dagegen, die man gewöhnlich mit dem Namen Eisfelder, Inseln, Berge u. s. w. belegt, die schweren, großen, ausgehenden und tiefgehenden Eisschollen bestehen immer aus Süßwassereis.

Wir haben schon gehört, daß solche Eisschollen oft die Größe von mehreren Meilen in der Breite und Länge und eine außerordentliche Dicke erreichen. Man hat schon Eisfelder von 1000 bis 16,000 Fuß Mächtigkeit angetroffen. Wie ist es möglich, daß solche ungeheure Süßwasser-

Eismassen entstehen? fragen wir erstaunt. Von den in das Polarmeer mündenden Flüssen kann es nicht herstammen, denn dessen ist so wenig, daß das Eis aller jener Flüsse, selbst zur Zeit, wo es die größte Stärke hat, noch nicht eine Eisscholle von der Größe bilden würde, als diejenige war, auf welcher Parry seine Polarreise versucht hat. Wir müssen daher zu andern Erklärungsversuchen unsre Zuflucht nehmen. Die Männer der Wissenschaft mögen uns dabei helfen.

Diese sagen, daß das Eis der mächtigen Eisinseln und Eisberge viel mehr dem Sommer als dem Winter seine Entstehung verdanke, ähnlich dem Eis der Gletscher auf den Gebirgen. Es ist Schnee gewesen, und ist durch Wärme der Sonne halb schmelzend, halb während der Nacht wieder gefrierend, erst zu Eis geworden; es ist nicht das Produkt eines Wintermonates, wie das Eis unsrer Flüsse, sondern es ist das Erzeugniß vieler Jahre. Der Vorgang bei der Süßwassereisbildung ist demnach etwa folgender. Auf die ursprüngliche Salzwassereisplatte fällt täglich einige Zoll, vielleicht einige Fuß hoch Schnee; der überaus häufige Nebel durchdringt denselben, schlägt sich daran nieder, benetzt und befestigt den Schnee, daß er durch Wind und Sturm nicht mehr gehoben wird. Hält Nebel und Regen lange an, so bilden sich auf den Eisschollen große Süßwasserpfützen, und der Frost der nächsten Nacht bringt dieselben zum Erstarren.

Dieses Eis ist vollkommen durchsichtig; was von Schnee darunter liegt, enthält die horizontale Schicht von Luftbläschen, welche sich, wie die Scholle selbst, meilenlang ausdehnt. Abermals fällt Schnee, abermals wird derselbe verdichtet durch Nebel und Regen, wird theilweise geschmolzen, und das Geschmolzene erstarrt wieder während der Nacht, kurz der ganze Prozeß wiederholt sich täglich und unaufhörlich und die Eisschollen würden, obschon sie immer achtmal so tief in das Wasser sinken, als sie über demselben hervorstehen, doch auf Tausende von Fußen über der Ober-

fläche des Wassers emporwachsen können, wenn nicht endlich solche Eisinsel von dem Eiscontinent abgerissen und mit der Polarströmung in die südlicheren Gegenden geführt würde, wo sie denn nachgerade verkleinert wird und schmilzt, wiewohl sehr langsam, denn man hat, wie oben bereits angeführt, solche Eisschollen noch von beträchtlicher Größe unter dem 40. Grade nördl. Br. angetroffen.

Skoresby beschreibt den gedachten Vorgang der Süßwasser-Eisbildung folgendermaßen:

„Die obere Schicht des Eisfeldes, die ursprünglich aus lockerem, leichtem Schnee bestanden hatte, war jetzt an Dicke sehr zusammengeschmolzen und in aufrecht stehende Nadeln und unregelmäßige Prismen von durchsichtigem Eise umgewandelt. Die Prismen waren bei einem andern Eisfelde, das ich früher einmal zu untersuchen Gelegenheit hatte und das sich in einem ähnlichen Zustande wie dieses befand, fünf bis sechs Zoll lang und scheinen ihre Gestalt gegenseitig durch einander erhalten zu haben, denn jedes Prisma hatte, auf ähnliche Art, wie man es bei den Basaltsäulen sieht, so viele Seitenflächen, als die Zahl der Prismen oder Säulen betrug, die mit ihm in Berührung waren. Sie schienen nur eine sehr leichte Verbindung mit der Eisfläche, auf welcher sie standen und wenig oder gar keine unter einander zu haben. An einer andern Eismasse war der Schnee auf der Oberfläche in lauter kleine, durchsichtige Eisstückchen verwandelt. Diese wechselten nach ihrer Lage von der Größe einer Erbse bis zu der einer Muskatennuß und selbst einer welschen Nuß; sie waren, oberflächlich betrachtet, kugelförmig, nähere Untersuchung aber zeigte, daß sie alle polyedrisch (Körper mit vielen Seitenflächen, die unter verschiedenen Winkeln aneinander stoßen; jeder geschliffene Ringstein ist ein Polyeder), und so wie die Prismen in Form und Zahl der Seitenflächen, von der Zahl der daran liegenden Eisstücke abhängig waren. Es

fanden sich übrigens Stücke von so regelmäßiger Bildung darunter, daß — hätte man die abgesondert gefunden — man unzweifelhaft sie für eigentliche Eiskrystalle gehalten und geglaubt hätte, ihre Gestalt sei lediglich der Wirkung der Krystallisation zuzuschreiben. Solche Stücke waren Dodekaeder (Körper von 12 regelmäßigen fünfeckigen Flächen begrenzt), Würfel, Körper mit rhomboidalen Seitenflächen, gerade Prismen und Pyramiden."

„Diese Verwandlung des Schnees in durchsichtige Eisstücke bei einer Temperatur, bei welcher es thauet, kann zur Erläuterung der parallelen Reihen von Luftblasen dienen, welche in den meisten Stücken von Süßwasser-Eis vorkommen, so wie der Umwandlung des Eises in lothrechte Prismen, wenn das Eis in einer zu dieser Verwandlung schicklichen Lage schmilzt, ferner zur Erklärung der Entstehung der großen Flächen von Süßwassereis, so wie der Art, wie die Eisberge nach und nach ihre Größe erlangen."

„Die allmälige Vergrößerung derselben nämlich durch fortwährendes Anhäufen und Verdichten der Eiskörner und Eiskrystalle wird in der That vollkommen begreiflich, wenn die Oberfläche, so lange sie sich als Schnee noch in einem lockeren Zustande befindet, durch einen starken Frost sehr weit unter den Gefrierpunkt erkältet und dann von einem dichten Nebel oder feinen Regen überzogen wird, das netzende Wasser wird dann nothwendig in die Zwischenräume der Schneekrystalle dringen und mit ihnen wegen ihrer niedrigeren Temperatur zusammenfrieren, sie mit Eis überziehen und sie so nach und nach vereinigen und in eine dichte Eismasse verwandeln müssen."

„Reißen sich die mächtigen Eisblöcke von vielen Meilen Länge und Breite los von ihrem Entstehungsorte, so kommen sie in das Treiben der Polarströmungen. Das Losreißen kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder ein sehr großes irgendwo am Lande festsitzendes Eisfeld zerbricht durch die Wellenbewegung des Meeres — dann bleibt das Eis in seiner

natürlichen Lage — oder es hat sich an einem Eisfelde eine Eisstrecke in der Verlängerung derselben angesetzt, dieselbe ist nach und nach dicker geworden durch die oben angeführten Vorgänge, das Gewicht der fast ganz über dem Wasser stehenden Eismasse ist zu schwer geworden, um noch ferner getragen zu werden (indem es nicht tief genug geht, um durch seine unter dem Wasser befindliche Masse die über dasselbe hervorragende Masse schwimmend zu erhalten), es bricht unter einem furchtbaren, viele Meilen weit hörenden Knalle ab und schlägt dabei um.

Das Letztere muß nicht immer geschehen, wird aber jedesmal eintreten, wenn die Belastung ungleich ist und vielleicht auf der äußern Seite mehr Spritzwasser angefroren, mehr Nebel, vom Meere herkommend, den Schnee durchdrungen und sich daran niedergeschlagen hat.

Solche Brüche geben Veranlassung zu den Eismassen von den seltsamsten Gestalten. Diese Schollen sind ungleich dick, liegen also schief im Wasser, sinken auf einer Seite vielleicht hundert Fuß tief unter Wasser, indeß auf der entgegengesetzten Seite sie nur eben die Oberfläche des Wassers berühren oder wohl gar so stehen, daß ein Theil dieser Basis schräg in die Luft ragt.

Wind und Wellen sind mächtige Triebfedern; wird solch eine schräg oder auf der hohen Kante schwimmende Scholle gegen ein anderes Eisfeld geschoben, so erhebt sich diese freie Seite daran wie ein kolossaler Obelisk hunderte von Fußen hoch, bis das Uebergewicht der freischwebenden Masse zu groß wird und sie abbricht, auf der Scholle sitzen bleibend, über die sie hingeschoben wurde.

Tausendfältig kann man diesen Vorgang wahrnehmen und in ihm liegt der Grund der oft plötzlichen Veränderungen an der äußeren Ansicht der Eisfelder, so daß der Seefahrer heute das Eisfeld oder die Küste nicht wieder erkennt, an welcher er gestern vorbeigezogen ist.

Nunmehr kommen aber auch an diesen mächtigen Blöcken Umgestaltungen vor, welche in Erstaunen setzen, und Formenbildungen, von denen man kaum begreifen kann, wie sie ohne die nachhelfende Hand des Menschen und ohne die Absicht, diese oder jene Gestalt zu geben, gebildet werden konnten, wenn nicht wieder die immense Größe und die Unmöglichkeit, so wie die Zwecklosigkeit des Versuchs der absichtlichen Bearbeitung einleuchtete.

Die am häufigsten vorkommenden Gestalten sind Obelisken, Pyramiden, Säulen und Pfeiler mit prächtigen Kapitälern, Säulengänge, Tische mit einem Bein und ganz glatte Tafeln oder mit tropfsteinartigen Verzierungen rund um das Tischblatt, menschliche Figuren u. a. m. Alle diese wunderbaren Formen kommen am häufigsten im Treibeise vor, welches sich längs des feststehenden Polareises hinbewegt, und vorzugsweise an solchen Stücken desselben, welche irgendwo einen Ueberhang bekommen haben oder auf welche eine schiefgehende Eisscholle ihren leichter beweglichen Theil hinaufgeschoben und abgebrochen hat. Diese Stücke (für den Seefahrer die furchtbarsten, gefährlichsten Nachbarn, indem ihre oft ungenügend unterstützte Masse plötzlich herniederstürzt und entweder das Schiff selbst zertrümmert oder wenigstens die See in eine so schreckliche Wellenbewegung setzt, daß dadurch die Schiffe gegen die Eisfelsen geschleudert und zermalmt werden) treiben auf ihren Unterlagen an dem eben so zackigen, feststehenden Polareis oder an einander vorbei, und werden dadurch abgefeilt und geschliffen, untergraben oder gehöhlt. Dazu kommt der stets daran nagende Regen oder Sonnenschein und wiederum der an ihnen aufbauende Schnee, in Verbindung mit abwechselndem Frost und Nebel. Dann werden sie bei starken Winden und Stürmen, wie sie in dem unbeständigen Klima der Polarmeere so häufig sind, geschaukelt, von den Wellen gepeitscht, benagt, übergossen, und so gewinnen sie nach und nach

Gestalten, welche sie der Aufmerksamkeit des Forschers wohl werth machen. Die gewöhnlichste Form ist die des Tisches und der Säule. Wenn die Scholle klein ist, so reibt sie sich immer rund. Das bewegte Meerwasser leckt aber an der horizontal liegenden Scholle immer fort in der Höhe der Wasserfläche und unterwäscht so nach und nach das Tischblatt — ein tüchtiger Windstoß, eine Fluthwelle hebt diese Eisscholle auf ein feststehendes Eisfeld, und dort steht sie in der ihr gegebenen Form, bis die größere Scholle bricht und sie umstürzt. Auch die Säulen scheinen auf gleiche Weise zu entstehen, nur haben sie wahrscheinlich beim Erheben auf ihr neues Fußgestell die Tischplatte verloren und nur der Säulenschaft ist übrig geblieben.

Was aber dem Beschauer aus der Ferne unendliches Vergnügen gewährt, das kann unter andern Umständen ihm höchst furchtbar werden. Doch nicht allein, daß ein drohendes Löwenhaupt oder eine prachtvoll leuchtende dorische Säule auf ihn niederstürzt und das Schiff, das ihn trägt, in einem Augenblicke versenkt — eine Gefahr, der man noch vielleicht entgehen könnte, wenn man sich fern genug von den Eisfeldern hält, — auch die nur niedrig gehenden, vielleicht im Ganzen 10 Fuß dicken Schollen bringen ihm Verderben.

Wind und Strömungen können diese stellenweise sehr weit auseinander treiben, an andern Orten sie wieder ganz nahe unter einander verschränken. Kommt im letzten Falle ein Schiff zwischen zwei solche Schollen, so ist es mit seltenen Ausnahmen fast immer verloren. Die Schollen sind nicht, was die großen auf unsern Flüssen sind — Tafeln von der Größe eines Tisches, einer Stube, welche man von dem Prahm aus, der den Strom durchschneidet, mit dem Ruder vor sich herschieben kann, es sind Tafeln von meilenweiter Ausdehnung. Kommt ein Schiff zwischen zwei solche Schollen, die aufeinander zugehen, wie langsam dies auch geschehe,

so wird es zerquetscht; gehen die Schollen, zwischen denen das Schiff sich befindet, in verschiedener Richtung aneinander vorüber, so wird es zersägt, zermalmt, es bleibt der Mannschaft, — wenn sie noch Zeit dazu hat, — nichts übrig, als das nackte Leben, auf die Eisscholle springend, zu retten, in der sehr unsichern Hoffnung vielleicht, bevor die Scholle zerbricht, sich durch einen Wallfischfänger aufgenommen zu sehen.

Doch es treiben auch Eisschollen in den Polarmeeren umher, bei denen es gar keinem Zweifel unterliegt, daß sie oft hunderte von Meilen nach allen Richtungen messen. Scheinbar stehen dieselben fest, und werden daher von den Schiffern wohl auch Eiscontinente genannt; in der That aber sind es schwimmende Eisinseln mit Bergen und Thälern, weit ausgedehnten Flächen mit Seen von süßem Wasser. Sie täuschen allerdings durch ihren Anschein so sehr, daß selbst erfahrene Seemänner sie für Land gehalten und als solches auf den Karten verzeichnet haben. Die Höhenmessungen haben oft 500 Fuß und darüber ergeben. Bemerkenswerth und auf die Entstehung dieser Berge führend oder wenigstens deutend, ist, daß dieselben immer nur an den Ufern der Eisinseln und nie im Innern derselben vorkommen. Man kann hieraus schließen, daß jene Berge Stücke anderer Eisschollen sind, die vielleicht beim Umschlagen während eines heftigen Sturmes an der Kante einer solchen Eisinsel abgebrochen und auf das Ufer derselben gefallen, dort aber bald festgefroren sind.

Die höchsten Schollen, die man Eisfelsen nennen könnte, wegen ihrer wunderbaren zackigen Beschaffenheit, mögen wohl auf ähnliche Weise entstehen wie die Gletscher. Große Gletschermassen erfüllen die Abhänge und Thäler der Polarländer, insbesondere Grönlands, und viele derselben reichen mit ihren Enden bis an die Meeresküste. Regen und Nebel machen aus dem häufigen Schnee eine sich immer höher anhäufende Masse. Auf der steilen Unterlage gleitet diese vorwärts, sich in das Meer senkend, indeß

sie an der Oberfläche unaufhörlich wächst. So dringt sie nach und nach viele tausend Fuß vom Lande abwärts, und endlich wird sie von ihrem Ursprungsorte abgelöst und auf das Meer hinausgeschoben, in dem sie nun als riesiger Eisfelsen dahintreibt, jene furchtbar schönen Eispyramiden bildend, die der Schrecken aller Polarfahrer sind. Wenn man sagt, sie ragen überhängend, spitz und steil wie schrägstehende Obelisken, tausend Fuß aus dem Wasser hervor, so ist es schwer, sich ein Bild davon zu machen; leichter faßlich ist es, wenn man sich denkt, daß diese Eisschollen oft sieben bis acht Mal höher sind als das Schiff von der Wasserfläche bis zu dem Wimpelstocke des Mittelmastes, was gewöhnlich 150 Fuß beträgt. Es gehört eine lebhafte Phantasie dazu, sich dieses vorzustellen, und doch kommt es hundertfältig vor. Die Nähe dieser schwimmenden Kolosse ist höchst gefährlich. Das Abbrechen einer Spitze, das bloße Umneigen, weil sich der Schwerpunkt verändert hat, führt schon den Untergang des unvorsichtig nahenden Schiffes herbei.

Unsere Seehelden hatten bisher vorzugsweise mit Treibeis und Eisfeldern zu kämpfen, indem jene riesigen Eisberge vorzugsweise in der Baffinsbai angetroffen werden.

Begeben wir uns nach dieser Auseinandersetzung wieder auf unser Schiff zurück, um das Leben auf demselben während des langen Polar-Winters weiter zu betrachten. Zum Zeitvertreib wurde der Mannschaft in freien Stunden im Schreiben, Lesen und Rechnen Unterricht ertheilt. Zur Schulzeit bot der Schiffsraum einen gar seltsamen Anblick dar. Einige Männer schrieben auf Papier, andere auf Schiefertafeln, einige lasen, einige buchstabirten, etliche besserten ihre Kleider aus, während andere in halbliegender Stellung ihre Pfeife Taback rauchten. Damenbrett und Kartenspiel mußten ebenfalls zur Unterhaltung dienen. Auch spielte man nicht selten Ball auf dem Eise. Neben dem Schiffe

hatte man aus Eis eine Schneehütte erbaut, in der Talglichter gegossen wurden. Der Lichtvorrath war nämlich beim Passiren der Aequatorialgegenden zu einem großen Klumpen Talg zusammengeschmolzen, weshalb man die Lichte auf's Neue gießen mußte. In Ermangelung von Formen wurden Löcher in ein Stück Schnee gebohrt und darein die Lichter gegossen. Zur Ersparung von Talg legte man die Löcher erst mit starkem nassen Papier aus.

Andere Beschäftigungen waren Jagden und Expeditionen zu Lande auf den benachbarten Inseln. Doch ehe ich meinen Lesern davon Einiges erzähle, muß ich sie erst in's nordische Klima einführen. Sie müssen erst einen Begriff von der Kälte des Polarwinters bekommen, damit sie die Strapatzen solcher Unternehmungen würdigen lernen.

Wenn bei uns das Réaumur'sche Thermometer bis auf 15 oder 20 Grad fällt, so klagt Alles über grimmige Kälte. Was will das aber sagen gegen den Grimm des Polarwinters! Schon im Oktober fiel das Thermometer zeitweise bis auf — 25° R., im November stand es einige Mal auf — 32° R., wobei die Quecksilber-Thermometer unbrauchbar wurden, indem das Quecksilber gefror. Weingeist-Thermometer ersetzten ihre Stelle. Im Dezember war dasselbe der Fall; im Januar war die niedrigste Temperatur — 37°, im Februar und März ebenfalls — 37°, im April — 28° R. Erst im Mai hatte man wieder 15° und im Juni — 2½° R. Die Mitteltemperatur war im Oktober — 17° R., im November 19° R., im Dezember — 25° R., im Januar — 29° R., im Februar — 31½° R., im März — 27° R., im April 16½° R., im Mai — 10° R., im Juni 2° R. Die Dicke des neuen Eises wuchs nach und nach bis auf 7 Fuß. Doch diese Zahlen geben uns noch immer nicht eine klare Vorstellung von der Kälte des arktischen Winters. Besser versteht man den nordischen Winter, wenn man hört, daß die Speisen mit

Aexten aus den Fässern geschlagen werden müssen, daß man das Fleisch mit Brecheisen spalten, das Oel zersägen, die Butter mit Meißeln schneiden muß, daß man, wenn man den Löffel zum Munde führt, Gefahr läuft, daß er an der Zunge anfriert u. s. w. Doch hören wir darüber die Schilderung des jüngsten der Polarreisenden, des Amerikaners Dr. Kane, der die Winter 1853, 1854 und 1855 im hohen Norden zubrachte.

„Die Kälte kam allmälig über uns. Das erste, was mir wirklich auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserfässer, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur fünf Minuten hinzusetzen, ohne daß sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hätte. Dann kam die vollständige Unmöglichkeit, etwas zu trinken zu bekommen, ohne es erst zuzubereiten. Lange Zeit hatten wir unser Wasser aus den schönen frischen Lachen der Eisberge und Schollen geholt; jetzt mußten wir von den Eisblöcken steinharte, glasartige Stücke herausmeißeln und in blechernen Gefäßen schmelzen, um so unser tägliches Getränk zu erlangen. Das war im Wellington-Kanal.

Allmälig ward der Eisbrei, durch welchen wir hindurchfuhren, zu Eisstücken und Schneebällen. Wir saßen fest wie im Leim. Aber noch am 11. September (1853) fand ich am Ufer von Barlows Einfahrt ein blühendes Fingerkraut. Doch Alles, was feucht oder naß war, fing jetzt an als etwas Merkwürdiges aufzufallen, als Etwas, was wohl verdiente als eine Seltenheit angestaunt zu werden. Die Verdecke wurden trocken und da, wo die Füße hinzutreten pflegten, mit traubenförmigen Klumpen von schmutzigem Eis besetzt. An der Takelage sammelte sich allmälig Reif und wir lernten sehr vorsichtig mit aufgeschlossenem Tauwerk und Eisen umgehen.

Im Oktober war die kleine Luke, die uns zum gewöhnlichen Eingang diente, so ganz und gar zu einer Masse von Eiszapfen geworden, daß wir

sie aufgeben und zu unserm Winterthor unsere Zuflucht nehmen mußten. So wie eine Thür aufging, fuhr ein Strom rauchähnlichen Dunstes heraus; jedes Ofenrohr entsendete Wolken von purpurrothem Dampfe, und der Hauch eines Menschen brachte auf das Auge eine Wirkung hervor, wie das Abschießen eines Pistols.

Alle unsere Eßsachen wurden lächerlich fest, jede in ihrer Art, und es bedurfte keiner geringen Erfahrung, ehe wir mit den Eigenthümlichkeiten ihrer neuen Beschaffenheit umgehen konnten. So wurden getrocknete Aepfel zu einer festen, breccienartigen Masse von zusammengebackenen eckigen Stücken, ein Conglomerat von Chalcedonscheiben. Ebenso getrocknete Pfirsiche. Diese von dem Faß loszumachen oder das Faß von ihnen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Nach vielen Versuchen fanden wir, daß die kürzeste und beste Art die sei, das Faß sammt den darin enthaltenen Pfirsichen mit einer schweren Axt zu zerhauen und die Stücke mit in die Kajüte zu nehmen, um sie aufzuthauen. Sauerkraut glich Glimmer oder vielmehr Talgschiefer. Ein Brecheisen mit scharfer Schneide löste die Blättchen nur unvollkommen los, und doch war es vielleicht das beste Werkzeug, das man zum Zerstücken anwenden konnte.

Zucker stellte sich als eine gar drollige Masse dar. Nimm Korkschnitzel und vermische sie mit flüssiger Guttapercha oder Kautschuck und lasse das Ganze hart werden; dieses Recept dürfte den braunen Zucker unserer Winterkreuzfahrt geben. Man muß ihn mit der Säge von seiner Einpackung lösen oder zerstücken; nichts als die Säge hilft. Butter und Speck, die sich weniger verändert haben, verlangen einen schweren kalten Meißel und einen Schlägel. Ihr Bruch ist muschelförmig. Mehl bleibt ziemlich wie es ist, und Syrup kann bei 28 Grad unter Null mit einem eisernen Löffel halb herausgegraben und geschnitten werden.

Schweine- und Rindfleisch sind seltene Proben florentinischer Mosaik,

die mit der verlornen Kunst, Eingeweide-Monstrositäten zu versteinern, wovon man Proben auf den medizinischen Akademien in Bologna und Mailand findet, wetteifern. Sie verlangen nach dem Brecheisen und der Handspate, denn bei 30 Grad unter Null gelingt es der Axt kaum, Späne loszuschlagen. Eine in der Mitte halb auseinander gesägte Fleischtonne, die bei 25 Grad Wärme zwei Tage lang in der Kambüse gelegen hatte, war wenige Zoll unter der Oberfläche immer noch so hart wie Feuerstein. Eine Masse Lampenöl stand, nachdem die Faßdauben losgeschlagen waren, wie eine Walze von gelbem Sandstein zum Glattrollen eines sandbestreuten Weges. Es gehört Zeit und Energie dazu, um mit dem Messer einen Eindruck auf das Eis zu machen, und mit dem Löffel muß man auch geschickt umzugehen wissen, sonst bleibt er an der Zunge kleben. Einer von unsern Gästen ließ sich neulich von der krystallenen Durchsichtigkeit eines Eiszapfens verleiten, ihn im Munde zu zerbrechen; ein Stück fror an seiner Zunge fest und zwei andere an seinen Lippen, und alle drei nahmen die Haut mit. Das Thermometer stand auf 28 Grad unter Null.

Jetzt wollen wir einen Spaziergang machen, angethan mit unserer arktischen Pracht nach der neuesten Mode. Das Thermometer steht, wollen wir annehmen, auf 30 Grad unter Null, aber nicht niedriger, und der Wind weht frisch aber nicht heftig.

Mache den Mund für die ersten paar Minuten zu und athme die Luft argwöhnisch durch die Nase und Schnurrbart ein. Du wirst alsbald eine trockene, scharfe aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre athmen. Bart, Augenwimpern und der weiche Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten, weißen, ununterbrochenen Decke von ehrwürdigem Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen Reihen von Eiszapfen zum Simse. Stecke die Zunge heraus und sie friert sofort an die Eiskruste fest, und es gehört ein rascher Ruck und einige Beihülfe der Hand dazu,

sie wieder loszumachen. Je weniger du sprichst, desto besser. Das Kinn spielt einem gar zu gern den Streich, durch Vermittelung des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren; selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß selbst ein Augenzwinkern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmälig, daß die metallnen Theile der Flinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchdringen.

Aber alles das fühlt man nur, wenn man dem Winde den Rücken zugekehrt hat, und wer sich gehörig an das Polarklima gewöhnt hat, bei dem folgt jetzt schon ein reichlicher Schweiß einem wohlthuenden Gefühle der Wärme. Jetzt drehe dich aber einmal um, dem Wind entgegen, welch' eine verwünschte Veränderung! Wie die Atmosphären weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken hinunterkriecht und in die Taschen hinein! Hui, ein Taschenmesser, das bis jetzt unangenehm warm in der Hosentasche stak, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer; rasch zurück nach dem Schiffe! Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei englische Meilen von unserm Winterhause, und ich hoffte kaum die Brigg wiederzusehen; Morton, der mich begleitete, erfror die Backen und ich fühlte das lethargische Erstarren, von dem die Bücher oft erzählen."

Daß bei solch strenger Kälte die Jagden nicht den Reiz haben wie hier zu Lande, versteht sich nun wohl von selbst. Doch was für Thiere bietet die nordische Jagd, höre ich meine Leser fragen. Vor Allem den seltsamen Moschusochsen, dann Rennthiere, Hasen, Füchse, Schneehühner, Gänse, Enten und Wölfe, Eisbären, Seehunde, Raben, Eulen und Falken. Daß diese Thiere nicht sehr sparsam vertheilt sind, geht unter andern schon aus der Berechnung hervor, welche nachweist, daß die Mannschaft des Investigators und noch zweier anderer Schiffe der Expedition vom September 1852 bis dahin

1853 nicht weniger als 112 Moschusrinder, 94 Rennthiere, 161 Hasen, 51 Füchse, 686 Schneehühner, 113 Gänse, 224 Enten, 3 Wölfe, 1 Eisbären, 2 Seehunde, mehrere Raben, kleine Falken und 6 Schnee-Eulen geschossen hat.

Die Hasen sind weiß mit schwarzen Ohrenspitzen, die Schneehühner ebenfalls weiß mit schwarzen Spitzen an den Schwanzfedern. Auch die Füchse haben ein weißes Fell, wie denn die Hauptfarbe der Polarwelt das Weiß ist. Unsere Schiffsmannschaft fing an einem schönen Dezembertage drei weiße Füchse, von denen sie zwei an die Kette legten, die nun wie ein paar Kettenhunde den Eingang in's Schiff bewachen mußten. Seltsamer Weise besuchten unsern Investigator lange Zeit jeden Morgen zwei Raben. Später kam nur noch einer, der sich auf dem Schiffe ganz vertraut gemacht hatte. Wenn er sein Futter bekommen hatte, so flog er regelmäßig wieder nach Westen, von wo er gekommen war. Auch mit Eisbären hatten Einzelne der Mannschaft zuweilen gefährliche Begegnungen. Einmal wurde jedoch die ganze Schiffsgesellschaft auf sehr komische Weise irre geführt. „Die Wache auf dem Verdeck meldete," erzählt Miertsching, „daß nicht weit vom Schiff ein Eisbär liege. Wir sahen durch Fernröhre, und richtig, da lag ein Bär und bewegte öfters den Kopf. Wir sahen ganz deutlich die schwarzen Augen und die Nase. Ein Jeder griff nach der Flinte, und fort ging es durch Wasser und Schnee, um den Bären zu schießen. Wir kamen demselben bis auf 150 Schritt nahe, da flog er auf und davon, und wir bemerkten mit herzlichem Gelächter, daß wir eine Schnee-Eule für einen Eisbären angesehen hatten". Dergleichen Täuschungen, die in das Gebiet der Luftspiegelungen gehören, kommen in den Polargegenden häufig vor.

Der **Eisbär** ist das fürchterlichste Thier des Nordens; er ist der natürliche Beherrscher des arktischen Reiches. Er stellt ohne Unterschied

vierfüßigen Thieren, Vögeln, kriechenden Thieren und Fischen nach, sie alle erblicken ihn mit Schrecken und fliehen seine Gegenwart. Seine Herrschaft reicht, soweit es Seehunde und Lemminge giebt, die ihm vorzugsweise zur Nahrung dienen. Die Lemminge, unsern Feldmäusen und Wasserratten verwandte Thiere, beleben zu Millionen den Boden aller arktischen Länder. Der Eisbär kennt ihre Schlupfwinkel sehr wohl. Man hat gesehen, wie er in sitzender Stellung mit seinen Vordertatzen große Steinblöcke aus ihrer Lage wälzte, während seine Jungen sich auf die darunter verborgenen Lemminge stürzten und sie verschlangen. Seine Gefräßigkeit ist grenzenlos und sprüchwörtlich geworden. So erlegten Einige der Mannschaft des Investigator am 25. Mai 1851 nahe beim Schiffe einen Eisbären, in dessen Magen man Rosinen, Taback und Heftpflaster fand. Man kam dadurch auf den Gedanken, daß der Bär vielleicht von der Enterprise komme, deren Winterquartier man nicht kannte. Indeß fand man bald darauf bei der Verfolgung eines andern Eisbären im Schnee ein Gefäß mit verdorbenen Rosinen, und man wußte nun, woher jener Bär zu seiner Mahlzeit gekommen war. Anderwärts hat man auch zinnerne Fleischbüchsen im Magen des Unersättlichen gefunden. Im Kampfe mit dem Menschen zeigt er sich als ein wüthendes Thier. Er besitzt eine ungeheure Stärke und vertheidigt sich gegen Anfälle mit der außerordentlichsten Hartnäckigkeit. So berichtet ein Nordpolfahrer unter Roß: „Sechs Jäger griffen einen Bären an und als er 40 Yards von ihnen entfernt war, gaben vier auf ihn Feuer, und jeder schoß ihm eine Musketenkugel in den Leib, von welchen zwei grade durch die Lungen gingen. Das mit Recht entrüstete Thier rannte mit offenem Rachen auf sie los, und als er näher kam, gaben ihm die zwei Jäger, die noch nicht geschossen hatten, zwei Wunden und zerschmetterten ihm die Schulter, aber ehe sie wieder laden konnten, war ihnen der Bär so nahe, daß sie genöthigt waren, nach dem



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX

Flusse zu laufen, und ehe sie denselben erreicht hatten, hatte sie der Bär fast eingeholt. Zwei Jäger sprangen in den Kahn, die andern vier trennten und versteckten sich und feuerten so schnell als sie laden konnten, sie schossen ihn verschiedene Mal, aber dies brachte ihn nur noch mehr in Wuth; endlich verfolgte er zwei von ihnen so nahe, daß sie über ein senkrechtes Ufer von 20 Fuß Höhe hinab in's Wasser sprangen. Der Bär sprang ihnen nach und war wenige Fuß von dem hintersten entfernt, als einer von den Jägern am Ufer den Bären in den Kopf schoß und tödtete. Sie schleppten ihn an's Ufer und fanden, daß acht Kugeln durch seinen Leib gegangen waren.

Ein komisches Abenteuer mit einem Eisbären erlebten in Nordgrönland einige Begleiter Dr. Kane's. Es war im Juni 1854, also im Sommer, wo dort die Eisbären am häufigsten angetroffen werden, theils an den Küsten, theils auf den abgelösten Eisfeldern. Die Polarfahrer waren auf die Jagd gegangen und ruhten eben ein wenig aus. „Es war," erzählt Dr. Kane, „etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht, als einer der Jäger etwas hörte oder fühlte, was unmittelbar an seinem Kopfe im Schnee scharrte, und ihn gerade noch zeitig genug weckte, um ihn ein ungeheueres Thier erkennen zu lassen, welches emsig die Außenseite des Zeltes recognoscirte. Sein Schreckensruf ermunterte seine schlafenden Gefährten, beunruhigten aber den unwillkommenen Besucher nicht im mindesten, — um so unwillkommener zu dieser Zeit und auf diesem Platze, als alle Büchsen eine kleine Strecke entfernt auf dem Schlitten gelassen worden waren und man im Zelte nicht einmal einen Knüttel besaß. Natürlich herrschte da einige Confusion in dem kleinen Kriegsrath. Im ersten Antriebe wollte man nach den Waffen stürzen, jedoch erachtete man dies bald als eine im Erfolge zweifelhafte Maßregel, denn jetzt präsentirte sich der Bär, mit seinen Betrachtungen der Außenseite zufrieden gestellt, an der

Zeltöffnung. Man feuerte mehrere Ladungen Reibhölzer und einige extemporirte Fackeln angezündeter Zeitungsblätter auf ihn, ohne ihn zu stören. Er stellte sich vielmehr bald darauf in die Oeffnung auf die Hinterbeine und begann seine Nachtmahlzeit an dem Körper eines Seehundes zu halten, welcher den Tag vorher geschossen worden war. Tom Hicke war der Erste, welcher auf den Gedanken eines Ausfalles an der hintern Seite gerieth, indem er ein Loch in's Zelt schnitt und hinauskroch. Hier riß er einen Bootshaken, welcher eine der Zeltstangen festhielt, heraus und versetzte mit demselben dem Thiere einen Schlag auf die Nase, worauf es sich einige Schritte zurückzog und Tom Raum gestattete, nach dem Schlitten zu springen und eine Büchse zu holen. Noch ein paar Sekunden und Bonfall hatte dem Feinde eine Kugel durch den Leib gejagt. Der Aufbewahrungsplatz von Lebensmitteln und dergleichen (welche bei der ersten Expedition für die etwa noch lebenden Mitglieder der Expedition Sir Franklins zurückgelassen waren), auf welchen ich mich so sehr verließ, war gänzlich zerstört. Er war mit außerordentlicher Sorgfalt aus weit und breit zusammengeschleppten Felsstücken, welche man mit vieler Mühe aneinander fügte, aufgebaut worden, und wir hielten das Ganze für fest genug, um den Angriffen der Thiere zu widerstehen. Doch diese Tiger des Eises schienen kaum ein Hinderniß gefunden zu haben. Nicht ein Bissen war übrig geblieben, ausgenommen was sich in eisernen Tönnchen befand, welche rund und an beiden Enden kugelförmig, sowohl den Klauen als Zähnen trotzten. Sie hatten sie in jeder Richtung umher gerollt, bekratzt und wie Kinderbälle, obgleich sie 80 Pfund schwer waren, hin und her geworfen. Ein stark mit eisernen Reifen gebundenes Alkohol-Fäßchen war in kleine Splitter und eine zinnerne Kanne fast in eine Kugel zerstoßen und zusammengedreht worden. Die Klauen der Bestien hatten das Metall durchlöchert und es wie mit einem Meißel aufgerissen. Für gesalzenes Fleisch

waren sie zu lecker gewesen, dagegen hatten sie viel Appetit auf gemahlenen Kaffee gehabt, und alle Sackleinwand war aus irgend einem Grunde eine Lieblingsspeise gewesen, da sie selbst unsere Flagge, ein Zeichen unserer Besitzergreifung dieser Wüste, bis an den Schaft abgenagt hatten. Kurz, sie hatten ihren Spaß damit gehabt, indem sie unsere Brodfässer über das Eis hinwegrollten und die schwere, dicke Gummidecke in unmögliche harte Knoten zusammenknüpften, da sie dem Zerkauen Widerstand leistete."

Der Stolz der arktischen Länder aber ist der Bisam- oder Moschusochs. Er erreicht die Größe des hochschottischen Rindviehs und ein Gewicht von 500 Pfund. Sein braunes, zottiges Haar, das am Bauche, an den Seiten und Hintertheilen, namentlich aber an Hals und Brust wie eine Mähne herabhängt, giebt ihm ein fürchterliches Ansehen. Im Juni erscheint er träge und furchtsam, als ob er unter der Hitze des dicken Pelzes litte, der dann in dicken, wolligen Klumpen seinen Körper bedeckt. Im April aber, zur Zeit der Brunst, ist er wild und selbst zum Angriff geneigt. — Ein Polarreisender, der 1853 mit Dr. Kane die Melville-Insel besuchte, berichtet, daß er dort zahlreichen Heerden von Bisamthieren begegnete, die sich bei ihrer Annäherung in Trupps von etwa 15 Stück theilten, angeführt von 2 oder 3 ungeheuren Bullen, und die nun Manöver ausführten, die so schnell und regelmäßig waren, daß sie mit nichts besser als mit Kavallerie-Schwadronen verglichen werden konnten. Eine Heerde galoppirte mehrmals bis auf Büchsenschußweite heran und bildete eine gerade Linie mit einer furchtbaren Hörnerreihe, die Bullen voran. Zuletzt näherten sie sich sogar bis auf 60 Schritt, schnaufend und den Schnee aufwühlend, und erst ein Schuß jagte sie in die Flucht. Eine vortreffliche Schilderung von der furchtbaren Erhabenheit dieses Königs der Polarländer liefert ein anderer Theilnehmer jener Expedition. „Nie," erzählt er, „werde ich den Todeskampf eines dieser mächtigen Stiere ver-

gessen. Ein spanisches Stiergefecht kann davon keine Idee geben, und selbst die Eisbärjagd ist Kinderspiel dagegen. Dieser Bullochs war durch die Lunge geschossen und das Blut strömte aus seinen Nasenlöchern auf die weiße Fläche des Schnee's. Wie er so dastand, in vollster Wuth uns auf's Korn nehmend, bereit und doch außer Stande, uns anzugreifen, waren seine kleinen aber feurigen Augen beinahe unter der buschigen Mähne verborgen. Sein ganzer Körper war krampfhaft im tiefsten Todesschmerz erschüttert, und diese Erschütterung theilte sich dem ungeheuer zottigen Haar und dem dicken, wolligen Pelz mit, und selbst die massige Mähne richtete sich auf. Als ob es alle Wuth und Pein in sein Innerstes verschlösse, so stand das majestätische Thier lautlos da; aber das wilde Blitzen des Feuers, das aus seinen Augen schoß, und seine drohende Stellung waren ungleich großartiger, als das schrecklichste Gebrüll. So in sich zusammensinkend endete der unvergleichliche Monarch der arktischen Wildniß."

Das erste Mal trafen Einige der Mannschaft des Investigators am 29. Oktober 1850 auf Prinz-Wales-Land auf jene seltsamen Geschöpfe. Es waren vier Mann, darunter der Missionar, die auf einmal fünf große schwarze, wunderliche, ihnen völlig unbekannte Gestalten auf sich zukommen sahen. Sie luden sofort ihre Gewehre, doch Einer war nicht im Stande, seine Flinte zu gebrauchen, so steif waren ihm seine Finger gefroren. So mußten die drei den Kampf mit den unbekannten Thieren allein bestehen.— „Als sie uns," erzählt Miertsching, bis auf 60 Schritt nahe gekommen waren, wurden sie uns gewahr, stutzten, blieben stehen und fingen an zu schnauben, mit dem Vorderfuß zu scharren und zu stampfen und mit den Hörnern den Sand aufzureißen. Wir lagen indeß ganz ruhig, aber zum Kampfe fertig. Die Thiere stellten sich nun dicht aneinander, mit ihren Köpfen gegen uns. Das größte von ihnen kam nun allein langsam auf uns zu, während die andern still auf einer Stelle stehen blieben. Dreißig

Schritt von uns blieb es wieder stehen, stampfte von neuem den Boden und empfing nun die erste Kugel in den Kopf, aber etwas zu niedrig, wie wir später sahen, 4 Zoll über den Nasenlöchern. Blutend drehte es um, erhielt noch eine Kugel durch die Rippen und stellte sich bei seiner Heerde angekommen ruhig hin, den blutenden Kopf gegen uns gewandt. Wir krochen nun auf Ellbogen und Knieen 10 bis 15 Schritt näher und feuerten dann wieder. Die tödtlich verwundeten Thiere wurden nun wüthend, und es war ein Glück für uns, daß wir vertheilt waren und von drei Seiten schossen, so daß, während der Eine angegriffen wurde, der Andere Zeit zum Laden hatte. Drei Stück waren getödtet, da kam ein's gerade auf mich los. Ich feuerte, aber die Flinte versagte, denn das Zündhütchen war abgefallen. Ich sprang auf, wollte zur Seite springen und fiel zu Boden. Das Thier aber, wohl ebenso in Furcht als ich, sprang an mir vorüber und lief, ohne sich umzusehen, nur seine blutige Spur hinterlassend, fort. Ich war schnell wieder auf, brachte meine Flinte in Ordnung und lief, die Blutspur verfolgend, dem Flüchtling nach. Die zwei andern Jäger hatten mit dem fünften Ochsen noch einen gewaltigen Kampf. Das Schwierigste ist bei einer Jagd in solcher Kälte, mit den erstarrten Fingern die Zündhütchen aufzusetzen. Nach kurzem Lauf fand ich meinen Flüchtling im tiefen Schnee stehend und aus mehreren Wunden blutend. Noch eine Kugel streckte ihn todt darnieder. Ich lief nun zurück, um meinen zwei Gefährten gegen den wüthenden Ochsen beizustehen, fand aber auch diesen bereits erlegt. Unsere Freude war groß, fünf große Thiere lagen da und sollten uns manch gutes Beefsteack auf den Tisch liefern."

Die Jäger erschracken indeß nach vollbrachter Jagd nicht wenig, als sie sahen, mit welchem Feinde sie es zu thun gehabt hatten. —

Die Beute wurde darauf nach dem Schiffe geholt, wo großer Jubel über den Fang herrschte; mit drei lauten Hurrah's empfing man die Jäger.

Darauf wurde ein großes Schlachtfest angestellt. Jeder wollte dabei helfen, es war ein wahrer Festtag. „Was wird der Kapitän sagen, wenn er so viel frisches Fleisch an den Segelstangen hängen sieht! wie wird er sich freuen!" hieß es von allen Seiten. Es waren vier Ochsen und eine Kuh. Der größte Ochse gab 420 Pfund Fleisch. Im Ganzen behielten wir aus den fünf Thieren, ohne die Köpfe, 1296 Pfund gutes Fleisch. Wiewohl diese Thiere nicht viel Fett oder Talg hatten, so war doch, besonders bei den jungen Thieren, das Fleisch mit Fett durchwachsen und auch ziemlich wohlschmeckend. Der starke Frost im Winter benimmt dem Fleisch jenen Moschusgeruch und Geschmack, nur der Kopf und die Nieren sind ungenießbar, weil sie zu stark nach Moschus schmecken. Die Haut des größten wog 147 Pfund.

Doch begleiten wir unsere Gesellschaft auch auf ihre Landexpeditionen, die sie während des Winters unternahmen.

Schon am 10. Oktober 1850 unternahm Mac Clure die erste Wanderung zu Fuß über das Eis nach dem östlich gelegenen Lande, das er in Besitz nahm und „Prinz-Alberts-Land" nannte. Auf einem Hügel wurde die englische Flagge aufgepflanzt und ein Zeichen errichtet, wo man in einer Glasflasche die Nachricht von der Besitznahme des neuentdeckten Polarlandes vergrub. Als man zurückkehren wollte, hatte sich bei der hohen Fluth das Eis vom Lande getrennt, und die Wanderer waren von ihrem Schiffe abgeschnitten. Da war guter Rath theuer. Den auf dem Schiffe Zurückgebliebenen ein Signal zu geben, war bei Mangel an Pulver und Holz unmöglich; man mußte also geduldig warten, bis man vom Schiffe aus mit einem Gummiboote Hülfe bekam, was denn auch geschah.

Dieses sehr nützliche Boot: „Hallets Boot" genannt, besteht aus wasserdichter Gummi-Leinwand. Es ist 10 Fuß lang und 3 Fuß breit,

wiegt 25 Pfund und trägt 6 Mann. Man schlägt es zusammen und trägt es unter dem Arm bis zum Wasser, wo man es vermittelst eines kleinen Taschenblasebalgs aufbläst. Hunger und Durst peinigten die Abgeschnittenen, denn das mitgenommene Butterbrot war zu Stein geworden. Dazu kam bei Einigen noch, daß sie in der Dunkelheit vom Eise abglitten und in's Wasser gefallen waren, in Folge dessen sie in den hartgefrorenen Kleidern sich kaum bewegen konnten. Es war spät in der Nacht, als den Unglücklichen die ersehnte Hülfe wurde.

Am 21. Oktober trat der Kapitän bei schönem Wetter eine längere Reise zu Schlitten nach Norden an. Eine arktische Schlittenfahrt ist nicht minder gefahrvoll als eine Fahrt zu Schiffe und erfordert eine sorgfältige und vorsichtige Vorbereitung, denn der Reisende hat eine öde Eiswüste vor sich, über hohe Eisblöcke, gähnende Spalten, versteckte Löcher, über Felsen und Sümpfe muß er seinen Lauf richten, und wenn er täglich zuweilen nur zwei Meilen unter der erschöpfendsten Arbeit, die den Menschen zum Zug- und Lastthier macht, zurückgelegt hat, steht ihm ein Nachtlager im Schnee unter dem erstarrenden Hauch des Polarhimmels bevor, ein Nachtlager, von dem man sich nur ermattet zu neuer Anstrengung erhebt.

Mit sieben Matrosen machte sich der Kapitän auf den Weg; diese zogen den Schlitten, auf dem sich ein Zelt, wollene Decken, Büffelhäute und Lebensmittel auf eine längere Zeit befanden. Der Schlitten sowie die Ladung wurde von der ganzen Schiffsmannschaft zwei Stunden weit bis auf's flache Eis getragen, weil es unmöglich war, den Schlitten über die Eisschollen zu ziehen. Auf dem Eise wurde der Schlitten beladen, und nun wurden dem Kapitän und seiner Gesellschaft drei kräftige „Hurrah!“ gerufen. —

Am 31. Oktober kam der Kapitän am Morgen ganz unerwartet allein auf dem Investigator an. Er hatte sich den Tag vorher von seinen

Leuten entfernt, um allein nach dem nicht mehr weit davon liegenden Schiffe zu wandern. Aber es überfiel ihn ein dichter Nebel, er verirrte sich und konnte das Schiff nicht finden. So wanderte er die ganze Nacht hindurch ohne Ruhe, Schlaf und Speise, und war zweimal in Gefahr, von Eisbären angefallen zu werden. Sein Pulver hatte er verschossen, um sich der Wache auf dem Schiffe bemerkbar zu machen; aber dies mochte in solcher Entfernung vom Schiffe geschehen sein, daß der Schall nicht bis zu demselben gelangte. Nach zwanzigstündigem Umherirren sah er sich, als es Tag wurde, mitten zwischen hohem Eis, eine halbe Stunde vom Schiffe entfernt. Als er auf dem Schiffe ankam, sah er mehr einer Leiche als einem Menschen ähnlich: die Glieder waren alle steif von der Kälte und sprechen konnte er auch nicht. Er wurde vom Verdeck in die Kajüte gebracht, wo ihn die beiden Aerzte in Empfang nahmen. Eine lange anhaltende Krankheit war die Folge dieses Abenteuers. Bald darauf kamen auch seine Reisegefährten zurück.

Aber dieser halberfrorene Mann, der Kapitän Mac Clure, kam auch zugleich als der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt zurück. Es war am 26. Oktober 1850, als er dieselbe fand. Er drang nämlich auf dem Eise des Meerestheiles, in welchem er überwinterte, nach Norden vor und machte dabei die Entdeckung, daß er sich in einer Straße befinde, die er später die Prinz-Wales-Straße nannte. Im Norden am Ende der Straße erreichte er das Land, welches Kapitän Parry vor dreißig Jahren, wo er durch die Baffinsbai hierher vorgedrungen war, gesehen und Banks-Land genannt hatte. Jetzt heißt es Baring-Insel. Vor sich hatte er den Parrysund, durch den man in die Barrowstraße, dann in den Lankastersund und endlich in die Baffinsbai gelangt, von wo die Fahrt durch die Davisstraße in das atlantische Meer geht. Zehn Tage hatte diese denkwürdige Expedition gedauert, deren glorreiches Resultat

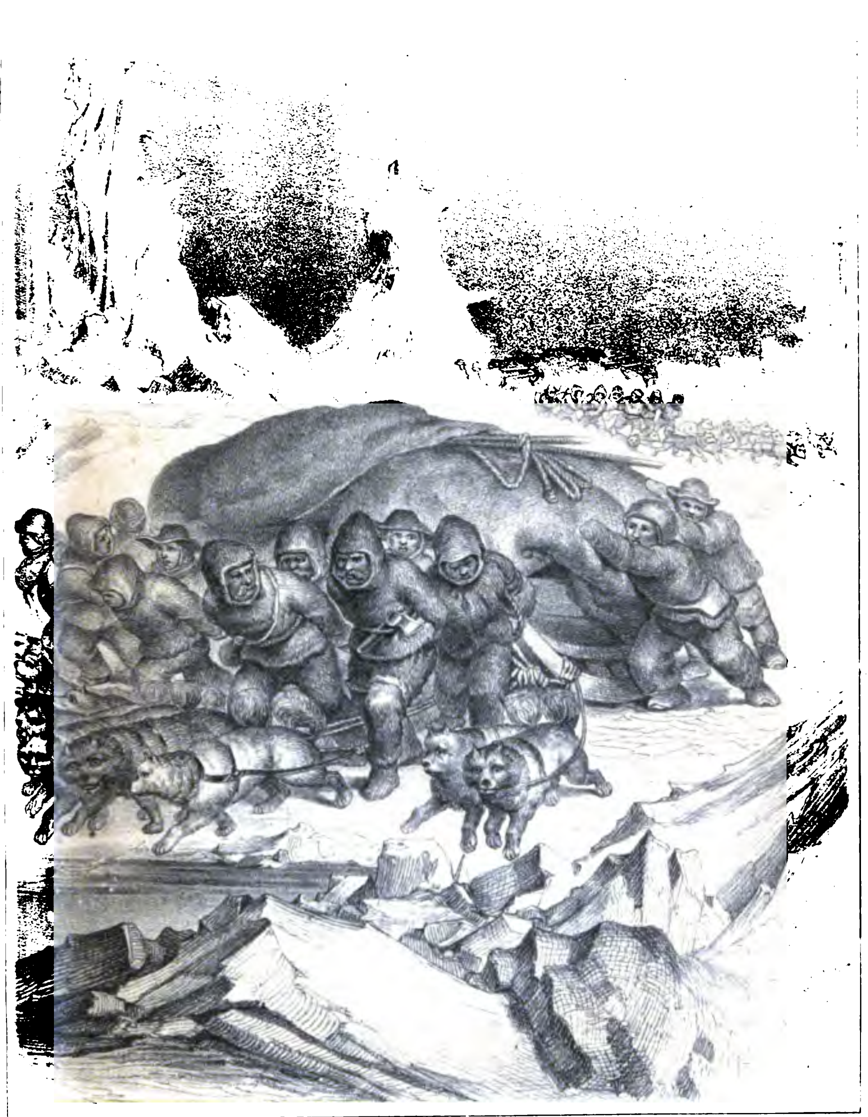
der Kapitän durch eine feierliche Anrede an seine Mannschaft und ein Festessen feierte.

Um den Muth der Mannschaft aufrecht zu erhalten, wurden auch bei andern Gelegenheiten Festlichkeiten angeordnet. So namentlich am Weihnachtsabende und zu Neujahr. Rostbeef, Plumpudding und Grog wurde in reichem Maaße ausgetheilt und an Tanz und andern Belustigungen fehlte es nicht. Am 1. Januar war große Musterung auf dem Deck, bei welcher der Kapitän mit einer Anrede die Mannschaft ermahnte, guten Muth's zu bleiben und sich ordentlich zu betragen. Nach der Musterung gingen Alle, der Kapitän voran, durch das Matrosendeck, und waren erstaunt, einen schön verzierten Saal zu finden. Das lower deck war mit bunten Flaggen und Bildern verziert. Auf den Tischen standen Pudding und Rostbeef, Alles auf's Appetitlichste und Sauberste eingerichtet. Die Matrosen waren alle reinlich angezogen und brachten dem Kapitän drei laute Hurrah. Von jeder Tischgesellschaft wurden den Offizieren Proben ihrer Kochkunst angeboten. Alles war mit Lichtern beleuchtet. Blumen waren hier freilich nicht zu haben, aber Jack liebt auch nur Flaggen und auf Papier gemalte Anker u. s. w. Zur Mittagsmahlzeit war der Kapitän bei den Offizieren eingeladen. Alles war heiter und vergnügt. Nach dem Kaffee wurden die Offiziere von den Matrosen zu einer deklamatorischen Unterhaltung eingeladen. Ein Matrose stellte Lord Nelson, ein anderer einen französischen Admiral vor, und sie fochten mit Worten die Schlachten von Gibraltar und Trafalgar auf's Neue durch. Hierauf wurden noch mehrere Seelieder und zuletzt das God save the queen! gesungen. Dann wurden die Feierlichkeiten des Tages durch das Signal: Die Hängematten aufgehängt! beendet.

Obwohl die Kälte immer strenger wurde, so daß fast täglich Leute mit erfrorenen Gliedern heimkehrten, andere von der Schneeblindheit betroffen

wurden, einem Leiden, von welchem der Unglückliche gewöhnlich in nicht langer Zeit wieder befreit wird, so rüsteten die kühnen Männer sich doch bereits wieder zu größeren Landexpeditionen. Der Kapitän wollte das Prinz=Alberts= und Banks=Land (Baring=Insel) näher erforschen und ordnete daher drei Expeditionen an, von denen jede vier Wochen vom Schiffe entfernt sein sollte. Bei einer Kälte von 29 Grad R. gingen die Zimmerleute an Verfertigung von Schlitten, der Klemptner verfertigte Lampen und Kessel und die Matrosen machten sich zur Reise passende Kleider und Stiefeln.

Sehen wir uns die Ausrüstung einer solchen Gesellschaft näher an. Sie besteht aus einem Schlitten, 10 Fuß lang, 30 Zoll breit, 12 Zoll hoch, mit Eisen beschlagen, er wiegt 64 Pfund, einem Zelt von Segel=Leinwand, 9 Fuß lang, 6 Fuß breit, nebst 4 Zeltstangen mit eisernen Spitzen, Alles zusammen 60 Pfund, zwei Zeltdecken von Büffelhäuten, eine worauf die Gesellschaft liegt, die andere zum Zudecken, 40 Pfund schwer, neun Stück wollener Schlafsäcke, 42 Pfund schwer, einer Schaufel und einer Spitzhacke, 5 ½ Pfund; einem Kochapparat zum Eis= und Schnee=schmelzen und Cacaokochen, bestehend aus einem Kessel, Lampe u. s. w., 12 Pfund schwer, einem Sack mit 9 blechernen Tassen und Löffeln, 5 Pfund, einem Sextanten, Doppelflinten und Schießbedarf, 12 Pfund; einem Blech=kasten mit Pfeffer, Salz, Feuerzeug, Verbänden und nöthigsten Medizinen u. s. w. 16 Pfund, einem Sack mit einer großen, starken Bürste zum Beseitigen des Schnee's vom Zelt und den Kleidern, mit Stiefelsohlen und Schuhmacherdraht u. s. w., Glimmdochten, Raketen, bengalischem Feuer, kupfernen Büchsen zum Hinterlassen der Nachrichten an der Küste u. s. w., wiegt 16 Pfund; Pulver, Schrot und Kugeln nebst Schießgewehr, 15 Pfund, einem Sack mit Strümpfen, Stiefeln, Handtüchern, Kämmen u. s. w., 10 ½ Pfund schwer. Dies beträgt Alles zusammen 298 Pfund.



Kutzner.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Hierzu kommt nun noch der Bedarf an Lebensmitteln. Die Beköstigung für einen Mann ist täglich: Schweinefleisch 1 Pfund, Schiffszwieback ¾ Pfund, Rum ⅛ Kanne, Cacao und Zucker 5 Loth, Spiritus zum Kochen für einen Tag ¼ Kanne. Das ganze Gewicht einer Schlittenladung auf 42 Tage beträgt über 1000 Pfund. Demnach muß jeder der 8 Matrosen, welche sich vor den Schlitten spannen, 130 Pfund ziehen.

Beim Marsch geht der Offizier vor dem Schlitten her, um den besten Weg über das unebene Eis zu suchen. Er trägt eine Doppelflinte nebst Schießbedarf, ein Fernrohr, einen Kompaß und ein Buch, um die Berechnungen, welche vermittelst der Instrumente angestellt werden, einzuzeichnen.

Am 18. April 1851, es war am Charfreitage, Nachmittags 4 Uhr brachen die Expeditionen auf. Der Abschied war wehmüthig; ein gemeinschaftliches Mittagsessen wurde gehalten, und nach demselben versammelten sich die Reisenden auf dem Hinterdeck, wo der Kapitän eine Anrede hielt. Die Schiffsflagge wurde aufgezogen, die 24 Matrosen spannten sich vor ihre Schlitten und nach einem dreimaligen Hurrah! gingen die drei Schlitten in verschiedener Richtung ab. Die eine begab sich auf dem Prinz-Alberts-Land nach Süden. 156 deutsche Meilen weit drang sie vor, entdeckte dort Eskimo's und kehrte nach 41 Tagen wieder zurück. Die zweite Expedition ging nach Osten auf Prinz-Alberts-Land und war 50 Tage abwesend. Die dritte begab sich nach Nordosten nach Banks-Land. Wegen Erkrankung der Matrosen kam sie am ersten zurück, nachdem sie jenes Land erreicht hatte. Später unternahmen sie noch eine Reise nach Südwesten, wo sie bis zur Südspitze der Baring-Insel gelangten.

Die Entdeckung von Eskimo's auf Prinz-Alberts-Land hatte eine zweite Expedition dorthin zur Folge, an welcher der Kapitän selbst Theil nahm. Miertsching, der sich auch dabei betheiligte, berichtet uns über jene

6*

in vollständiger Abgeschlossenheit lebender Polarmenschen Folgendes. „Als wir nahe bei ihnen waren, rief ich ihnen zu, wir kämen als Freunde und brächten schöne Sachen für sie mit. Die Leute blieben stumm und ängstlich stehen, und ich fürchtete schon, daß sie mich wohl nicht verstehen möchten. Da erhoben sie Alle ein Geschrei: sivoravogut! erksidlarpogut! (Wir fürchten uns!) Dies waren die ersten Worte, die ich von den armen Leuten hörte und zu meiner Freude auch verstand. Die Geängstigten setzten sich nicht zur Wehr, sie hatten auch nicht einmal Waffen dazu, sondern erwarteten mit Furcht und Schrecken unsere Ankunft. Sie hatten noch nie einen fremden Menschen gesehen, und mochten uns als übermenschliche Wesen betrachten. Es kostete manche Worte und einige Geschenke, ehe sie zutraulicher wurden. Sie verstanden mich und ich sie sehr gut, und da ich Eskimokleidung trug, hielten sie mich wohl auch für einen natürlichen Menschen. Sie überzeugten sich davon, indem sie meine Arme, Gesicht und Haare befühlten. Ihre Sprache, Gestalt und Gesichtsbildung, Kleidung, Werkzeuge u. s. w. waren ganz dieselben, wie bei den Eskimo's in Labrador. Ihre Harpunen, Messer, Beile, Pfeilspitzen, Nähnadeln u. s. w. sind alle von Kupfer verfertigt, welches sie gediegen von den weiter östlich wohnenden Eskimo's gegen Seehundsthran, Narwalhörner u. dergl. m. eintauschen. Die Frauen sind im Gesicht tättowirt, sie tragen auch an ihren Röcken die langen Schöße, wie man sie in Labrador findet, während die Eskimo-Frauen auf der amerikanischen Küste ihre Röcke mit den breiten Schößen tragen, wie man es in Grönland findet. Die Tracht der Männer ist überall ein und dieselbe; diese Eskimo's trugen nicht, wie die auf Kap Bathurst, die Unterlippe durchbohrt. Die Leutchen hier auf Prinz-Alberts-Land waren sehr verwundert, als sie hörten, daß es noch mehrere von Menschen bewohnte Länder gäbe; sie glaubten, sie seien die einzigen Menschen. Ein großes Land gegen Süden, welches sie bei hellem Wetter

sehen, nannten sie „nunavaksuaraluk.“ Wahrscheinlich ist es die Küste vom Festland. Im Winter wohnen diese Leute in Schneehäusern und im Sommer in Zelten von Seehundsfellen, als Zeltstangen werden Narwalshörner benutzt. Den Sommer hindurch ziehen sie mit ihren Familien an der Küste hin. Ob sie ihre Winterquartiere jedes Jahr an ein und demselben Orte haben, konnte ich nicht erfahren. Nachdem die Leute zutraulicher geworden waren und wir ihre neugierigen Fragen möglichst beantwortet hatten, legten wir einen großen Bogen Papier auf ein großes ausgespanntes Seehundsfell. Ich zeichnete darauf das Schiff, die Küste und den Weg bis zu den Zelten und verlangte nun, daß sie die Küste weiter zeichnen sollten. Es kostete viel Mühe, ihnen die Sache klar zu machen. Nach einer Stunde war die Zeichnung fertig, und wurde von Männern und Frauen, welche die Küste kennen, für gut und richtig erklärt. Die Zeichnung reichte bis Point Parry auf Viktoria-Land. Auch die zwei bekannten Sutton- und Liston-Inseln in der Dolphin- und Unions-Straße wurden ganz richtig angemerkt. Nach ihrer Aussage wohnen viele Eskimo's an dieser südöstlich sich hinziehenden Küste. Sie nannten uns auch mehrere Landspitzen und die darauf wohnenden Familien. Während der Kapitän und die Matrosen auf dem Lande und in den Zelten sich umsahen, unterhielt ich mich mit den Eskimo's, die in meiner Nähe blieben. Ihre Vorstellungen von Gott, von einem zukünftigen Leben, von der Sonne und den Sternen u. s. w. waren ganz dieselben, wie ich sie bei den Eskimo's auf Bathurst gefunden. Auch wußten diese Leute von einem hohen Berge im Lande, auf dessen Spitze vor Zeiten ihre Vorfahren während eines sehr großen Wassers in Zelten gewohnt haben sollen. Ich theilte nun die mitgebrachten Geschenke aus: rothen und blauen Flanell, Messer, Sägen, Nähnadeln, Glasperlen und verschiedene andere Kleinigkeiten. Besonders merkwürdig und zauberhaft waren ihnen die kleinen Spiegel,

die wir austheilten. Was ein Geschenk zu bedeuten habe, davon konnten sie sich keinen Begriff machen; sie fragten bei jedem Geschenk, was sie dafür geben müßten, und brachten alle möglichen Sachen als Gegengeschenk. Als wir schon Abschied genommen hatten von diesen freundlichen Leuten und im Fortgehen waren, kehrte der Kapitän, dem es innig leidthat, diese Leute hier in dem Eise nach so kurzer Bekanntschaft zu verlassen, zurück und band seinen großen, rothen Shawl um den Hals einer jungen Eskimofrau, die mit ihrem Kinde auf dem Rücken in der Nähe stand. Diese erschrak und sagte, sie hätte nichts dafür zu bezahlen, zog ihr Kind aus der Kapuze und wollte es in ihrer Angst, es noch einmal küssend, dem Kapitän geben als Bezahlung für den Shawl, den sie sich nicht anzurühren getraute. Nachdem ich ihr aber erklärte, daß dies ein Geschenk sei, dankte sie mit einem freundlichen Lächeln und war froh, daß sie ihr Kind behalten konnte. Sie fragte mich nun, was das für Thiere seien, die solche rothe Felle haben. Die Leute wußten von keinem andern Stoff, als von Fellen, und unsere Zeltleinwand, unsere Tuchkleider, Schnupftücher, Papier u. s. w. hielten sie für Felle von verschiedenen Thieren. Die Zeit war zu kurz, ihnen die Sachen nur einigermaßen zu erklären. Die meisten Eskimo's, die wir bis jetzt getroffen, waren größtentheils habgierig und diebisch, hier konnten wir davon nichts merken."

Mit solchen Unternehmungen wurde die lange Zeit des Winters nützlich ausgefüllt. Das Beschwerliche und Unannehmliche einer Ueberwinterung vollständig zu begreifen, müssen wir uns jedoch auch noch die lange Abwesenheit der Sonne hinzudenken. Von Anfang November bis Ende Februar umgab eine lange Nacht den Investigator. Doch dürfen wir uns die Polarnacht nicht vorstellen, wie unsere finsteren Dezember-Nächte. Bei heiterm Wetter ist es mond- und sternenhell. An jedem Tage tritt überdies um die Mittagsstunde eine Dämmerung ein, die gegen die

Grenzen des Winters hin dem vollen Tageslichte nahe kommt, aber auch am finstersten Tage noch während einiger Stunden gestattet, unter freiem Himmel die feinste Schrift zu lesen. Nur bei unruhigem stürmischen Wetter, bei dicker Luft und Schneegestöber wird die nächtliche Finsterniß drückend. An jenen stillen, heitern Tagen dagegen, wie sie zur Weihnachtszeit zugleich mit der strengen Kälte einzutreten pflegen, bereitet die Mittagsdämmerung ein zauberhaftes Schauspiel. Keine Sonne leuchtet im Süden, und doch zeigt sich im Norden eine prachtvolle Färbung, ein feuriger, rother Streifen, der den dunkelblauen von der Erde beschatteten Theil des Himmels gegen den von der unsichtbaren Sonne erleuchteten Theil abgrenzt. Und ist dieses mittägliche Abendroth erloschen, dann schießt wohl auch einmal ein funkelndes Nordlicht seine weißen und rothen Strahlen über den Himmel, freilich nicht so häufig und intensiv, daß es, wie man gewöhnlich glaubt, einen wesentlichen Beitrag zur Erleuchtung der Polarnacht abgeben könnte. Wohl aber gießt der Mond sein Silberlicht in so reinem Glanze über die weiten Schneefelder aus, daß man auf meilenweite Entfernungen die feinsten Umrisse jeder Klippe und jedes Eisberges zu unterscheiden vermag. Aber nicht genug, daß die Dämmerung das Dunkel der Winternacht mildert, verlängert sie auch die Dauer des Sommertags. Lange vor dem eigentlichen Tage ist die Nacht schon entschwunden. Ein Wechsel von Tag und Nacht wie bei uns, tritt kaum ein. Unmerklich fast geht die Mittagsdämmerung der Winternacht in den Sommertag über. So dauert denn die Polarnacht bei weitem nicht so lange, als der Polartag. Ja es gewinnt das Licht am Tage einen entschiedenern Sieg über die Finsterniß und behauptet einen größern Theil des Jahres für sich, als selbst in den Tropen.

Unter den entzückenden Naturerscheinungen in der Atmosphäre und am Firmament sind endlich noch die öftern Erscheinungen von Nebensonnen,

Nebenmonden und Mondregenbogen zu nennen, die sich zu geeigneten Zeiten einstellen. —

Welch tief ergreifenden Eindruck die Polarnatur auf das Gemüth des Menschen macht, läßt sich kaum mit Worten wiedergeben. Land und Wasser liegen, nicht zu unterscheiden, unter der blendenden schweigenden Decke des Schnee's. Ein weißes Leichentuch mit Todtenstille auf viele hunderte von Meilen nach allen Richtungen. Nicht ein einziges im Winde rauschendes Blättchen, kein nackter Strauch, keine Spur des ärmsten Mooses, nicht ein einziges Zeichen von Leben, soweit das Auge dringen, das Ohr horchen kann. Tod und Trostlosigkeit scheinen allein zu herrschen. Aber der Tod ist Leben, ist selbst die energischste Arbeit, Leben zu erzeugen. So wird auch hier absoluter Tod die mächtigste Anstrengung, es leben, leuchten, kämpfen und arbeiten zu lassen. Zuweilen flimmert ein blasses, gelbes Licht am Horizonte auf und haucht einen magischen Widerschein über die weiße, lautlose Stille grenzenloser Eisflächen. Es verschwindet und Mond und Sterne gießen ihr schönstes Licht herab; es gleitet mit silbernen Strahlen über die Höhen der Eisberge und über die schweigenden Ebenen.

Und was fängt dort an von innen und unten herauf zu bauen? Gletscher thürmen sich auf wie durch vulkanische Kraft und gestalten sich zu Mauern und Wänden und spitzigen Kuppeln. In kühnen, wundervollen Bogen wölben sie sich auf zu der felsigen Küste, und auf der Ebene stellen sie sich zu luftigen Kolonnaden zusammen, wie zu Säulengängen alter egyptischer Riesentempel. Es sind keine todten Steine, es pulsirt Leben in diesen gigantischen Säulen und Wällen. Geisterhaftes, geheimnißvolles Licht von doppelten und dreifachen, durch ungeheure Farbenbogen vereinigten Sonnen zuckt durch den Himmel und blitzt herab auf die Eisbauten, und zahllose glühende Sterne flimmern hindurch. Die

Eisberge glühen in azurnen und silbernen Flammen, und der rosig überhauchte Schnee blitzt zuweilen freudig auf, während der Himmel seine elektrischen Telegraphen und Lichtschriften herabspielen läßt; Licht und Leben kämpfen überall mit Finsterniß und Tod. Dann und wann breitet sich ein geisterhafter, schweigender Schimmer über den ganzen Gesichtskreis, als wollte Auferstehung durch die Nacht des Todes brechen. Tiefe, starke Schatten ruhen neben glänzenden Höhen, wie der bittere Tod dem Sterbenden süße Hoffnungen eines künftigen Lebens einflößt, um sein Auge ruhig zum letzten Schlummer zu schließen.

Wenn endlich die lange Nacht wirklich zusammenschwindet und sich vor dem langen Tag zurückzieht, bricht auch diese Zauberei des polarischen Winters mit zusammen. Nun stürzen sich schäumende, donnernde Ströme von den Höhen der Eisberge — und die wild auftriumphirenden Wogen des polarischen Ozeans zerbrechen krachend ihre schweren, eisigen Fesseln, von denen sie so lange gebunden waren. Ungeheure Fluthen, viele Geviertmeilen übertosend, reißen sich los, donnernd und jeden Widerstand niederwälzend nach allen Seiten. Gigantische Eisgebirge, unterminirt von freiheitsdurstigen Wassern, zittern und dröhnen, ehe sie mit furchtbarem Getöse ihre hohen, weißen Häupter in den dunkeln Ozean stürzen. Die siegenden Wogen springen auf in triumphirender, weißen Schaum zum Himmel spritzender Freude, so oft sie einen solchen Feind stürzen und sich ersäufen sehen. Die Eisschlösser zerfallen zu den malerischsten Ruinen, die langen Arkaden zerbröckeln zu unförmlichen Haufen, die feenhaften Lichter verschwinden eins nach dem andern, und die ganze brillante Zauberwelt schmilzt zusammen wie ein Traum beim Erwachen.

Von unten stößt empor der Wogenschwall;
Das Eismeer birst! und krachend überall,
Daß der zersprengten Schollen wildes Stöhnen

Die nahen Ufer donnernd wiedertönen,
Gähnt Kluft an Kluft! Jetzt in des Sturmes Toben
Wird Scholl' auf Scholle hoch hinaufgeschoben;
In wildem Sturze bricht die eis'ge Last,
Sich selbst zerschellend, wieder in die Wogen,
Die rings mit Wuthgebrüll, vom Sturm erfaßt,
Zum grauen Himmel spritzen, schaumumflogen.

Dieses Loos wurde auch unserm Investigator zu Theil. Mitte Juli des Jahres 1851 begannen die Fluthen den schimmernden Eispalast zu sprengen. Wie Kanonendonner erfüllte es die Luft; die zehnmonatliche Gefangenschaft war beendet. Ein freudiges Gefühl belebte die ganze Mannschaft, obwohl man auch mit Schrecken der noch verborgenen Gefahren der Zukunft gedachte. Sogar die Seehunde, die sich seit einiger Zeit auf dem Eise blicken ließen, schienen sich über den Eisaufbruch zu freuen; denn sie spielten nahe am Schiffe, jagten einander auf den Eisschollen und tauchten dann wieder in das Wasser.

Am 14. Juli bemerkte man die erste Bewegung des Eises, an demselben Tage Nachmittags brach es völlig. Dieses Losbrechen ging aber so schnell vor sich, daß die auf dem Eise bleichende Wäsche liegen bleiben mußte und verloren ging. „Das Ganze“, schreibt unser Missionar, „gewährte einen interessanten Anblick. So lange war Alles in gleichförmiger Ruhe gewesen, und nun ist mit einem Male Alles auf dem Schiffe in voller Thätigkeit. Die Kommandorufe der Offiziere vom Verdeck, vom Eis herauf und von den Mastspitzen herab mit dem lauten ay, ay Sir! beantwortet. Wer es nicht selbst erlebt hat, kann sich schwerlich eine Vorstellung davon machen. Das Schiff trieb mit dem Eise langsam nach Nord-Ost. Der Kapitän, der wieder einigermaßen hergestellt war, kam auf das Verdeck, versammelte die Schiffsmannschaft und gab in einer freundlichen,

aber ernsten Anrede die nöthigen Befehle; Jeder muß bereit sein, im schlimmsten Fall das Schiff zu verlassen. Die Böte werden fertig gehalten, und ein Jeder muß seine Reisetasche in der Hand haben, in welcher sich befinden: Wollene Unterkleider, zwei paar Strümpfe und Handschuhe, Halstuch, Nadeln und Zwirn, nebst etwas Schiffszwiebacк."

Am 16. befestigte man das Schiff mit 5 Eisankern an eine große Eisscholle, mit der das Schiff hin und hergetrieben wurde. Interessant, aber zugleich Entsetzen erregend, war es anzusehen, wie die großen, schweren Eisblöcke von den durch die Strömungen zusammengeschobenen Eismassen herumgeworfen wurden. Stücke von mehr als 1000 Centnern Gewicht wurden hoch aufeinander geschoben und stürzten sodann mit donnerähnlichem Gekrach zusammen. Furchtbar war es, wie diese Eisschollen an das Schiff anstießen, so daß es durch und durch erzitterte. Eine an der andern Schiffsseite angenagelte Kupfertafel von 36 Zoll Länge wurde von dem Eise in unzählige Falten zusammengerollt.

Gänzlich dem Eise überlassen, wurde das Schiff immer furchtbarer von demselben bedrängt. Wohl suchte man durch Sprengen mit Pulver das Schiff von seinen entsetzlichen Belagerern zu befreien und ihm eine Bahn zu brechen, doch vergeblich. Nach zweitägigem, fruchtlosen Kampfe mit der Kraft der rohen Elemente fügte es sich endlich, daß sich das Eis plötzlich von selbst öffnete und der Investigator abermals wie durch ein Wunder gerettet wurde. Doch kehrten dergleichen Kämpfe fortwährend wieder, oft noch fürchterlicher. Bald war das Schiff zwischen große Schollen eingepreßt, bald wurde es durch eine entsetzliche Eisrevolution, bei der die Schollen unter Donner bis zu 34 Fuß Höhe sich übereinander thürmten, in die Höhe gehoben, auf die Seite geworfen, bald sank es wieder in die Tiefe des Fahrwassers hinab, mit furchtbarer Gewalt an die Schollen von 60 und mehr Fuß Dicke anrennend. Mehr wie einmal war

die Mannschaft in augenblicklicher Lebensgefahr, mehr wie einmal war sie auf ihren Untergang gefaßt. Doch immer, wenn die Noth am höchsten war, war Gottes Hülfe am nächsten.

Nach langem Ringen zwischen Leben und Tod war der Investigator endlich an den südlichen Eingang der Prinz=Wales=Straße getrieben worden, und am 16. August befand man sich zu großer Verwunderung nahe an der Küste von Barings=Land. Man hatte also fast denselben Weg zurückgelegt, auf dem man ein Jahr vorher in die Prinz=Wales=Straße eingedrungen war. Dieser Umstand bewog den Kapitän, seinen Plan, durch die Barrowstraße den Rückweg in die Baffinsbai anzutreten, aufzugeben, und dafür nahm er sich vor, an der Westseite des Baring=Landes hinzusegeln, um die Insel Melville zu erreichen. Bei nun eintretendem günstigen Wetter und Fahrwasser segelte der Investigator in dieser Richtung weiter. Die Küste zeigte sich als ein todtstarres mit Schnee und Eis bedecktes Land; höchst selten sah man Moos und Gras an den tieferen Stellen oder an den Südseiten der Hügel. An Thieren sah man Rennthiere, Seehunde und Schneegänse.

Am 20. August befand man sich schon unter 74 ½ Grad nördlicher Breite. Hier aber bildete das furchtbare Polareis eine feste Masse, die unsern Seefahrern links lag, während wir die steile Küste rechts hatten. „Der Raum des Fahrwassers," schreibt Miertsching, „wurde immer enger. Um 4 Uhr kamen wir an ein hohes Kap, „Kap Alfred" genannt, wo das Eis so nahe war, daß zwischen demselben und der Felsenwand kaum so viel Raum war, um das Schiff hindurchzubringen. Wir fuhren nun noch eine Zeit lang hart am Ufer hin in dem schmalen Fahrwasser, wo öfters die vorstehenden Ecken mit Pulver gesprengt werden mußten. Endlich kamen wir in ein förmliches Eislabyrinth, welches jedes Weiterdringen unmöglich machte. Hier scheint das Ende des Wassers und der Anfang des ewigen

Eises zu sein. Hier erhebt sich das wahre Polareis, von dem man sich, ohne es gesehen zu haben, kaum einen Begriff machen kann. Die schwimmenden Eisfelder mit tausenden von haushohen Blöcken dazwischen, erheben sich 12 Fuß hoch über die Wasserfläche. Da nur der achte Theil über das Wasser hervorragt, so hat das Eis eine Stärke von 96 Fuß. Da hört jedes weitere Vordringen auf. Wir ankerten an einem Eisfeld in der Hoffnung, bei dem nächsten günstigen Landwind, welcher das Eis von dem Ufer treiben würde, mit dem Schiffe vorzudringen.“ In solcher Lage feierte unser Missionar am 21. August seinen Geburtstag.

Während der Zeit das Schiff festlag, unternahm man Streifzüge auf Baringsland, schoß Hasen, Schneehühner, sammelte Pflanzen, Steine, und holte Braunkohlen auf's Schiff, dergleichen wunderbarer Weise auch hier gefunden wurden. Ein Baumstamm von 9 Fuß Länge und 14 Zoll im Durchmesser wurde für das britische Museum an Bord gebracht. Auch versteinerte Tannzapfen und Eicheln fand man — augenscheinliche Beweise, daß auch hier einst eine mildere Temperatur geherrscht haben muß, und der ewige Winter mit seiner das Leben vernichtenden Kälte erst später seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen hat. Am 23. August wurde in den eine halbe Stunde vom Schiff entfernten kleinen Teichen gefischt, ohne viel Erfolg, denn eine fünfstündige kalte, nasse Arbeit gab nur kleine unbekannte Fische zur Ausbeute. In dem einen der Teiche aber wurden unbekannte, kleine, runde, grüne Früchte gefunden, die im Wasser auf dem Grunde zu wachsen schienen. Viel tausende dieser Früchte wurden mit dem Netz aus dem Wasser ans Ufer gebracht. Die kleinsten waren wie Erbsen groß, die größten hatten einen guten Zoll im Durchmesser.

Die Thäler fand man sparsam mit Moos und Gras bedeckt, auch alte Eskimo-Niederlassungen entdeckte man, wie Geweihe und Knochen von Rennthieren und Moschusrindern. Während man sich schon dem Glauben

hingegeben hatte, hier wieder überwintern zu müssen, löste sich plötzlich am 29. August das Eis. Aber welch ein Aufbruch! „Das war," schreibt unser Missionar, „ein Tag voll Angst und Schrecken, wie wir es noch nicht erlebt. Von 2 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends standen wir, warm gekleidet und unser Bündel fertig, auf dem Verdeck des vom Eise auf furchtbare Weise hin- und hergeworfenen Schiffes. Durch die hohe Springfluth und den sehr starken Westwind wurde das Eis so in Bewegung gesetzt, wie wir es bisher noch nicht gesehen hatten. Das Schiff lag bald auf der linken, bald auf der rechten Seite. Jetzt kamen Stücke des hoch aufgethürmten Eises heruntergeprasselt, die das Schiff zu zertrümmern drohten, darauf wurde es hoch in die Höhe gehoben und auf ein Eisfeld geschleudert. Die Balken des Schiffes bogen sich ächzend und krächzend, Bretterwände und Thüren sprangen. Um 7 Uhr Abends war der Aufruhr auf das Höchste getrieben, so daß selbst der Kapitän aussprach: „Nun ist es vorbei; das Schiff geht in Stücke, in fünf Minuten ist es gesunken." Um das Schiff von dem furchtbaren Eis auf den nahen Strand werfen zu lassen, wo wir wenigstens Obdach und Lebensmittel für den nahen Winter hatten, befahl der Kapitän bereits die 5 Ankertaue zu kappen. Aber ehe der Befehl vollzogen werden konnte, stand auf einmal sämmtliches Eis unbeweglich, und eine fast schauerliche Stille trat ein. Der Eindruck dieses Augenblicks war unbeschreiblich. Alles stand blaß und lautlos auf dem auf der Seite liegenden Schiffe. Der Kapitän befahl, ein Jeder solle auf seinem Posten bleiben, und entfernte sich auf einige Minuten in seine Kajüte; das Eis war und blieb ruhig. Der Investigator war abermals wie durch ein Wunder gerettet."

In den nächsten Tagen mußte das Schiff durch Sprengung der Eismassen wieder in's Fahrwasser gebracht werden, was auch nach unendlicher Mühe und Anstrengung gelang. Indessen fror das Schiff schon am

1. September wieder ein, in welcher Gefangenschaft es 10 Tage blieb. Am 11. brachen die Schrecken der Befreiung auf's Neue über den Investigator herein, und nachdem die damit verbundenen großen Gefahren wiederum glücklich überstanden waren, traf man endlich bei der Nordspitze des Baringlandes an, welche der Kapitän „Kap Crozier" nannte. Was der Kapitän schon vermuthet hatte, nämlich, daß Baringland eine Insel sei und sich im Norden derselben eine Straße befinde, die sie von der Insel Melville trenne und welche in den Parrysund führe, bestätigte sich. Damit erfüllte sich die Hoffnung, noch eine zweite nordwestliche Durchfahrt zu entdecken. Das-Schiff segelte von nun an östlich an der Küste des Landes, immer gegen Eis kämpfend, hin. Am 23. September gelangte man an einen Eiswall; man erwartete beständig, daß das Schiff in das nahe Eis hineingeschoben würde, doch es geschah nicht, obgleich das Schiff rasch vorwärts fuhr. Eine seltsame Erscheinung! Da rief plötzlich der Eispilot: „Schweres Eis vor uns!" Auf das Kommando des Offiziers flogen die Matrosen auf ihren Posten, um die Segel einzuziehen. Der Kapitän stieg in den Mastkorb und gab Befehl, die Segel schnell einzuziehen. Aber ehe dies geschehen konnte, rief der Eispilot: „Haltet an, das Eis theilt und öffnet sich vor uns!' Und wirklich war es so, zu Jedermanns Erstaunen. Ohne die geringste Schwierigkeit segelte das Schiff durch diese schmale Schlucht hindurch. An beiden Seiten war das Eis so hoch, daß die Enden der Segelstangen anstießen. Eine halbe Stunde fuhr der Investigator so durch diese Straße, die Gott den Seehelden, wie damals den Kindern Israels, durch das Meer bereitet hatte, bis sie wieder in leichteres Eis und mehr Fahrwasser kamen. Dieses Ereigniß machte allenthalben tiefen Eindruck, und die Matrosen unterhielten sich eifrig darüber. Nicht lange darauf kam der Eispilot, seinen hohen Posten ohne Erlaubniß verlassend, herab auf's Verdeck, entschuldigte sich bei dem wachthabenden

Offizier und sagte: er könne es nicht mehr dort oben aushalten, es wäre Alles Eis vor dem Schiffe her und kein Löffel voll Wasser zu sehen, dabei aber gehe das Schiff ungehindert immer weiter, was an dem zurückbleibenden Lande deutlich zu sehen sei. Der Mann war nicht zu bewegen, seinen Posten wieder zu besteigen, einen so schauerlichen Eindruck machte die unerklärliche Fahrt auf ihn. In der Dunkelheit stieß das Schiff auf eine Sandbank und das Schiff saß unbeweglich fest: es war gestrandet!

Damit schien dem Kapitän und Allen die Stunde des sichern Unterganges endlich doch geschlagen zu haben. Der letzte Hoffnungsstrahl schwand selbst aus den Augen des kühnen Schiffsregenten. Er lud, da alle Anstrengungen, das Schiff wieder flott zu machen, vergeblich waren, den Missionar zu sich auf eine Tasse Thee. „Sehen Sie doch," sagte er zu diesem, „wie wenig die Bibelworte zu unserer Lage passen. Ich schlug die Bibel auf, und worauf fallen meine Augen? Lesen Sie! (Ps. 34, 3. 4.)" Der Missionar las: „Meine Seele soll sich rühmen des Herrn, daß die Elenden hören und sich freuen. Preiset mit mir den Herrn, und lasset uns mit einander seinen Namen erhöhen."

„Ich kenne unsere Lage nur zu gut!" war das einzige Wort, das der Kapitän hervorbrachte. Während der Missionar ihm darauf mit den Worten des Trostes und des Vertrauens zusprach, geschah plötzlich ein heftiger Stoß, welcher das ganze Schiff erzittern machte. Der Kapitän eilte rasch auf's Verdeck, und, was er für unmöglich gehalten, sah er erstaunt mit seinen Augen: Das Schiff schwamm wieder im Wasser. Ein flaches Stück Eis, von der Strömung getrieben, hatte durch einen gewaltigen Stoß an's Vordertheil des Schiffes dasselbe von der Sandbank in's tiefe Wasser geschoben. Was die Geretteten empfunden haben mögen, das läßt sich nicht beschreiben, nur fühlen! — Mit frommer Dankbarkeit nannte der Kapitän die lange, sandige Landspitze des Baringlandes, woran er



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

gestrandet war, und wo Gottes gnädige Vorsehung sich so herrlich kund gethan hatte, Point Providence, d. h. Spitze der Vorsehung.

Mit erneutem Muthe drang nun die Mannschaft weiter vor. Der Kapitän wollte nach Melville-Insel fahren, um dort in der Bucht zu überwintern, wo Kapitän Parry vor dreißig Jahren den Winter zugebracht hatte. Doch gelang sein Plan nicht. Undurchdringliches Eis hielt ihn auf und zwang ihn, am 24. September 1851 in einer nahe gelegenen Bucht anzulegen, die sich nach Süden in die Baring-Insel erstreckt. In dankbarer Anerkennung der wunderbaren Hülfe des Herrn nannte der Kapitän diese Bucht Bay of Gods mercy, d. h. Gottes-Gnadenbucht; kurzweg wird sie auch Mercybucht genannt.

Hier unter 74° nördlicher Breite und darüber wiederholten sich die Schrecken eines nordischen Winterquartiers abermals, ja nicht blos abermals, sondern zweimal. Denn zum Entsetzen der gesammten Schiffsgesellschaft wurde das Eis nach überstandenem Winter auch im Sommer des Jahres 1852 nicht offen, und es mußte dieselbe noch einen zweiten Winter in dieser schrecklichen nordischen Wildniß zubringen.

Da auf eine so lange Abwesenheit der Proviant, von dem überdies schon sehr viel verdorben und über Bord geworfen war, nicht auszureichen drohte, und daher die Rationen bedeutend vermindert werden mußten, so gesellte sich zu den vielen Leiden, von welchen die Mannschaft heimgesucht wurde, auch noch der Hunger, und in Folge dessen Krankheit, namentlich auch der schreckliche Skorbut. Die täglichen Portionen schrumpften so zusammen, daß zuletzt auf den Mann täglich nur 10 Loth Fleisch, 16 Loth Brod und 2 Loth Hafermehl als Gemüse kamen. Davon mußte der Körper, der in kalten Gegenden weit mehr Nahrung zu seinem Bestehen bedarf, als in warmen, sich genügen lassen. Wer es noch nicht erlebt hatte, was es heißt: Hunger thut wehe! der erfuhr es jetzt. Nicht allein, daß man

die geschmacklos zubereiteten Gerichte gierig verschlang — die Erbsen z. B. wurden mit einem Hammer zerschlagen, auf einer Kaffeemühle geschroten und dann mit Wasser zu einem Teige angemacht, welcher in einem Säckchen im Wasser gekocht wurde; diese Masse ohne Fett und Butter wurde dann durch Loose an die hungrige Tischgesellschaft vertheilt; ebenso wurde an Mehltagen ein Teig ohne Fett und Butter nur im Wasser gekocht — nicht genug, sage ich, daß man sich mit solch unschmackhafter Kost begnügen mußte; man hätte gern mehr davon genossen, wenn man nur mehr bekommen hätte; man mußte dabei noch hungern. Um den Hunger zu stillen, griff man zu Allem, was nur genießbar war, von erlegten Rennthieren leckte man ihr Blut, genoß man den Inhalt des ersten Magens, die Eingeweide und die Haut, gejagte Schneehühner und Hasen verzehrte man ungekocht, um sie nicht an's Schiff abliefern zu müssen; weiße Füchse und Lemminge genoß man mit dem größten Appetit; ja sogar die Kehrichthaufen wurden sorgfältig nach genießbaren Resten durchsucht. Man ging zwar fleißig auf die Jagd, aber das Wild war nicht häufig, und überdies durfte man sich nicht weit vom Schiffe entfernen, weil die Gefahr der Verirrung zu groß war, wie auch in der That, trotz der größten Vorsicht, mehrmals einzelne Jäger sich im Nebel und Sturm so verliefen, daß sie, jämmerlich erfroren, kaum wieder aufgefunden werden konnten. In Folge der großen Kälte — sie stieg im Januar 1853 bis auf 42 — °, — 47 ° — hatte die Mannschaft viel an Rheumatismus zu leiden, Einzelne wurden sogar wahnsinnig. Was Schneestürme im Polarmeer sind, lernte man hier auf die erschreckendste Weise kennen. Im Februar 1852 war ein solcher Sturm so heftig, daß man selbst das nöthige Eis zum Koch- und Trinkwasser nicht herbeischaffen konnte und das Schiff vom Schnee bis auf die Mastspitzen begraben wurde. Es mußte später förmlich wieder ausgegraben werden. Das Leiden der Schneeblindheit suchte Viele von der

Mannschaft heim, obwohl man gegen die Gefahr desselben Schutzbrillen mit dunkeln Gläsern trug.

Vergeblich hoffte man von diesem Elende im Sommer des Jahres 1852 erlöst zu werden. Doch selbst im August thaute nur das Eis an der Küste einigermaßen auf, sonst blieb Alles regungslos, und am 29. August gab es bereits wieder neues Eis. Das giebt uns eine Vorstellung von dem arktischen Sommer.

Man hat davon gar häufig ganz falsche Vorstellungen. Im Allgemeinen glaubt man, daß sich die eisige Polarkälte auf die lange Winternacht zusammendränge, und daß dann ein glühender, wenn auch kurzer Sommer einen Ersatz für die Schrecken des Winters biete. Das ist indessen nicht richtig. Ein Sommer, wie ihn Lappland und selbst Sibirien noch kennen, und überhaupt, was wir Wärme nennen, giebt es in den Polarländern nicht. Selten steigt in jenen Gegenden, selbst an den langen Sommertagen, die Temperatur über + 6° R. In der Mercybai war im Jahre 1852 noch in der Mitte Juli das Land tief mit Schnee bedeckt, und erst am 25. Juli begannen kleine Wasserrinnen aus den Thälern zu rieseln und Wasserlachen sich auf den Eisflächen zu bilden; erst im Juni erhob sich die Temperatur auf + 5½° R., um freilich schon gegen Ende August wieder unter den Gefrierpunkt zu sinken. Aber auch diese geringe Wärme wirkt im Bunde mit dem ewigen Sonnenschein hier zauberhaft. Aus dem gefrornen Boden, der selbst im Sommer nur auf wenige Zoll aufthaut, sprießen wunderbar schnell Gräser und Blumen, und wo noch vor wenigen Tagen das kalte Leichentuch der Natur starrte, da prangt jetzt ein blumiger Wiesenteppich.

Ein Bild von der Pflanzenwelt des Poles vermag der sich annähernd zu entwerfen, der eine Alpenvegetation am Rande ewigen Schnee's gesehen hat. Denn es ist bekannt, daß die Erhebung über die Meeresfläche in

874001

ähnlicher Weise auf das Leben einwirkt, wie die Annäherung zu den Polen. Aber es bleibt immer nur eine Aehnlichkeit. Die schräge Richtung der Sonnenstrahlen einerseits und die anhaltende Dauer ihrer Wirkung am monatelangen Polartage andererseits, muß der polaren Pflanzenwelt einen eigenthümlichen Charakter aufprägen.

Führen wir uns in allgemeinen Zügen ein Bild der nordischen Flora vor. Die großen Moräste sind bedeckt mit Algen, Moosen und Flechten; hin und wieder erheben sich aus dem schwarzen Schlamme einige Büschel von Wollgras oder Binsen. Wo der eigentliche Sumpf aufhört, da beginnt die seltsame Vegetation der Weiden und Birken, die weithin über feuchtes Geröll und zerklüftete Felsen ihr braungrünes Gewand zieht. Weiden und Birken dürfen aber nicht die Vorstellung von Bäumen in uns erwecken; hier sind sie zwergartig kriechendes Gestrüpp. Hier, wo der lange Winter gleichsam alle Kinder der Flora im Zaume hält, wo nichts sich erheben darf, ohne von den kalten Winden bewegt zu werden, wo die kleineren Pflanzen sich in dichteren Polstern, aus denen im kurzen Sommer ein blüthentragender Stengel schnell emporschießt, an den Mutterschooß der Erde schmiegen, hier kriechen auch Weiden und Birken dicht am Boden hin, mit ihren 4 — 5 Ellen langen, selten einen Zoll dicken, verstümmelten Stämmchen den Schutz der Moose und Flechten suchend. Das sind die Wälder der Polarwelt. Denn in der That spricht man in Nordgrönland von solch einem „großen Walde," der sich in der Nähe von Upernivik unter $72\frac{1}{4}{}^{\circ}$ nördl. Breite befinden soll. Aber dieser Wald erhebt sich kaum eine Elle hoch, und der Schlitten des Grönländers gleitet im Winter über ihn hin, ohne daß sein Dasein bemerkt wird.

An die Stelle der Urwälder, was Ausbreitung und Ueppigkeit betrifft, treten in dieser nordischen Welt die Torfmoore und Haiden. Aber nicht gerade an sumpfigen und feuchten Stellen darf man hier diese Torf-

Moore suchen. Die weiten Strecken des Flachlandes, die in den Vertiefungen in Sümpfe und Binnenseen übergehen, sind unfruchtbar und nur mit Flechten und Halbgräsern bewachsen. Die Flächen niedriger Hügel, die Gipfel der Uferfelsen, wie die graserfüllten Vertiefungen zwischen den Hügeln sind die eigentlichen Stätten der nordischen Haiden. Auch sind es nicht gerade Moose, die in ihrer Vermoderung hier Torf bilden, sondern vor Allem strauchartige Gewächse, welche in dichten Polstern Fels und Grasboden überziehen, und nicht so sehr in eigentlicher Erde wachsen, als vielmehr in einem dichten Gewebe abgestorbener Pflanzen, zum Theil im Moder ihrer eigenen früheren Generationen. Hier entfalten verschiedene Arten der Andromeda ihre schönen, glockenförmigen Blüthen; hier reifen vor Allem die Früchte der Beerengewächse, die einzige vegetabilische Nahrung, welche die Natur hier dem Bewohner oder dem flüchtigen Reisenden in bedeutender Menge bietet.

Zu den verbreitetsten Pflanzen des Nordens und denen, welche namentlich die größte Masse der grönländischen Vegetationsdecke ausmachen, gehören die Rausch- oder Kräckebeerenbüsche. Ihre Früchte sind es, die dem Grönländer ein regelmäßiges zweites Gericht gewähren; nach seinem täglichen Seehundsfleische kommt stets ein Faß voll Rauschbeeren mit kleinen Stücken Speck vermischt auf den Tisch, oder vielmehr auf den Fußboden, der hier zum Tische dient. Die Mühe des Einmachens für den Winter erspart ihm der Frost, der die Beeren vor jeder Veränderung bewahrt, die dann freilich auch oft mit Aexten und Meißeln aus dem Fasse losgeschlagen werden müssen. Dieser Frost ist es auch, der im Freien die Verderbniß der Beeren verhindert und den ganzen Winter hindurch unter der Schneedecke dem Grönländer einen reichen Speisevorrath bewahrt. Es ist leicht verständlich, daß in diesem kurzen Polarsommer nicht allzuviel Wärme für die Entwickelung der Früchte und die Bildung von nahrhaften

Stoffen, von Säuren und Zuckerstoff in ihnen übrig bleiben kann. Erst zu Anfang August pflegen diese Beeren zu reifen und am 20. August tritt gewöhnlich schon der winterliche Frost ein, der das weitere Reifen hemmt, aber auch jede Gährung und Verwesung abschneidet. Bald legt sich die schützende Schneedecke darüber und hindert ihr Eintrocknen, so daß die Wärme des neuen Sommers den unverminderten Fruchtschatz aufdeckt. Hinsichtlich ihres Geschmacks und ihrer Süßigkeit sind diese Rauschbeeren allerdings nicht mit einer unserer Gartenfrüchte zu vergleichen; aber ihre Menge und die lange Zeit des Jahres, in der sie gesammelt werden können, macht sie dennoch zu einem unschätzbaren Geschenk der polaren Natur. Oft sind ihre braungrünen Büsche so mit Früchten bedeckt, daß sie Weintrauben gleichen, und der Boden von ihnen völlig schwarz gefärbt erscheint.

Weniger reichlich und nicht überall reifend erscheint in den arktischen Ländern eine in norddeutschen Ländern gar nicht unbekannte Heidelbeerart, die sogenannte Blaubeere oder Bickebeere der Grönländer. Ihre Früchte sind kleiner, aber feiner und süßer als unsere europäischen; dennoch hat der Grönländer ein Vorurtheil gegen sie und sammelt sie nicht, weil er sie für schädlich hält. Auch die Preißelbeeren kommen noch bis hoch in den Norden, bis über den 76. Grad nördl. Breite vor, aber ihre Früchte reifen nur noch in den südlichen Thälern Grönlands und auch dort nur in günstigen Sommern.

Doch auch Wiesen, die uns an die Berglehnen unserer herrlichen Alpen erinnern, bietet die Polarwelt. Fuchsschwanzgras und einige Rispengräser sind die Hauptgestalten dieser nordischen Vegetation. Selbst die höheren Berggipfel, selbst die Klippen- und Felseninseln an der Küste zeigen sich mit dem frischesten Grün geschmückt, und hier finden sich ganz besonders die als antiskorbutische Mittel dem Reisenden in diesen fernen Gegenden so willkommenen Sauerampfern und einige Knötriche und deren Verwandte.

Die Mannschaft des Investigator ging im August 1852 täglich aus, um die an der Südseite der Hügel der Baring-Insel wachsenden kleinen Sauerampfer zu sammeln, und in der That wurde der Gesundheitszustand auf dem Schiffe seit dem fortdauernden Genusse dieser Pflanzen zusehends besser. Um auf isolirten Klippeninseln, auf diesem nackten Felsengestein eine solche Vegetation zu erzeugen, dazu bedurfte es einer eigenthümlichen Mithülfe. Diese Inseln sind die Brüteplätze der nordischen Vögel; ihr Koth bedeckt oft fußhoch die Felsenflächen, und er ist der Boden, dem hier dies liebliche Grün allein entkeimen konnte.

Aber auch der Schmuck der Blumen fehlt diesen arktischen Wiesen nicht. Namentlich sind es unter den Blüthenpflanzen zwei Familien, welche geradezu als die Charakterpflanzen des Nordens bezeichnet werden können, die Kreuzblüthler und die Steinbreche (Saxifragen). Dort unten am feuchten Strande gedeiht üppig das antiscorbutische Löffelkraut, dort blüht die nordische Verwandte unseres Wiesenschaumkrauts; weiter hinauf an der Berglehne entfaltet eine nordische Gebirgsflora ihre Blüthen, dort breiten die Verwandten unserer Nachtviolen ihre dichten Polster aus. Zahlreiche Arten unserer Hungerblume bedecken mit ihren weißen kleinen Blüthen den Boden, und ein gelber Mohn leuchtet grell aus dem Grün der Gras- und Blattpolster hervor. Aber zu den Kreuzblümlern gesellen sich auch andere Blüthenpflanzen, namentlich die Sandkräuter, Horn- und Sternkräuter, Nelkenpflanzen, Fingerkräuter und deren Verwandte. Endlich breiten zahlreiche Steinbrecharten überall vom Strande bis zu dem ewigen Eise des Hochlandes ihre niedlichen Rasen aus.

Ein großartigerer Kontrast läßt sich nicht denken — auch die Gletscherwelt unserer Alpen gewährt ihn nicht — als solch ein üppiger Blumengarten, wie er zuweilen auf diesen von ewigem Eise umgürteten Eilanden des Poles sich entwickelt. Zwar sind Gelb und Weiß die Nationalfarben

der arktischen Flora, aber die Blumen sind groß und glänzend, und zu den gelben und weißen Steinbrechen und Kreuzblümlern oder zu dem gelben Mohn gesellt sich an einzelnen Stellen das Blau des Vergißmeinnichts und der glänzende Purpur der portulakartigen Claytonia. Freilich sind das nur Oasen in eintöniger Steppe; aber sie geben doch einen Beweis, welchen Zauber selbst die Sonne des Poles dem Boden zu entlocken weiß, wenn dieser nur die nothwendigen Bedingungen für das Gedeihen einer Vegetation erfüllt. Davon werden wir noch überraschender überzeugt, wenn wir die Berghöhen dieser Länder hinansteigen und uns, wie es Grönland wenigstens gestattet, vom Meeresstrande bis zur Höhe von 4 — 5000 Fuß, bis zur Grenze des ewigen Innenlandeises erheben. Hier tritt uns eine Gebirgsflora entgegen, die von dem gewaltigen Einflusse der Bodenerhebung auf die Pflanzenwelt selbst unter so hoher Breite zeugt. Einzelne Pflanzen verlassen uns allmälig bereits bei 100 Fuß über dem Meere, andere treten hervor erst bei 3 — 400 Fuß Höhe. Der dichte Vegetationsteppich begleitet uns bis zu einer Höhe von 2 — 3000 Fuß; da erst beginnt er dünner zu werden. Die Weide hat uns verlassen und die Gräser, Halbgräser und Flechten werden von grünen Moosen abgelöst, die bei 3000 Fuß Höhe noch kleine sumpfige Flecken zugleich mit zahlreichen blühenden Exemplaren von Ranunkeln bedecken. Bei 3800 Fuß Höhe schwindet der zusammenhängende Teppich völlig, die Pflanzen zeigen sich vereinzelt im Geröll. Die Sümpfe sind jetzt ganz unfruchtbar. Einzelne Schneehaufen verkünden uns die Nähe jenes ewigen Eises, welches in einer Höhe von 4500 Fuß alle Berggipfel Grönlands deckt. Aber selbst am Rande dieses Hochlandseises sproßt noch eine muntere Flora.

Das Eis der Höhen und des Meeres also setzt der nordischen Lebenskraft die letzten Grenzen, und selbst das Eis wird oft noch von einer wunderbaren Alge in bluthrothe Gewänder gekleidet. Algen beleben die ödesten

Sümpfe, Conferven die Bäche und Flüsse, und Schleimalgen überziehen den Schlamm der feuchten Cornwallisinsel. Riesige Tangarten wuchern am Grunde dieser arktischen Meere. Zwischen ihren Blättern von 6 — 8 Ellen Länge und 1/4 Ellen Breite bewegt sich eine reiche Thierwelt und zaubert uns hier an den grönländischen Küsten ein Bild, das an die Corallenriffe der tropischen Meere erinnert.

So zauberhaft aber auch dieser Schmuck erscheint, so ist er doch nur vereinzelt und dauert nur wenige Wochen, denn der Winter ist Herrscher am Pol, und der Sommer verdrängt ihn nicht ganz. Der Sommer ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichtung. Ein eisiger Hauch mitten am langen Sommertage zerstört Grün und Blüthen.

Doch kehren wir zum Investigator zurück, dessen Bewohner von diesen Lichtseiten der Polarwelt wenig genossen. Bei allen Drangsalen, die sie zu erdulden hatten, wurden noch Expeditionen vorgenommen. Der Kapitän selbst machte sich am 11. April 1852 mit sechs Matrosen auf den Weg nach der Melville-Insel, um Winterharbour aufzusuchen, wo früher Kapitän Parry überwintert hatte. Nach 10 Tagen hatte er das Ziel erreicht. Er hatte gehofft, ein Schiff von England oder doch wenigstens ein Depot an Lebensmitteln dort zu finden; aber keins von beiden war der Fall. Indeß fand er in einer Büchse geschriebene Nachrichten darüber, daß 1850 sieben englische und zwei amerikanische Schiffe durch Lancaster-Sund gesegelt, und Kapitän Auston mit seinen vier Schiffen: Resolute, Assistance, Intrepid und Pioneer bei Griffiths-Insel (östlich von Melville-Insel gelegen) eingefroren wäre. Im Frühjahr 1851 hatte man einen Lieutenant mit sechs Mann auf 80 Tage vom Schiffe Resolute nach Melville-Insel gesendet, und diese Expedition hatte obige Nachricht hinterlassen. Unser Kapitän ließ seinerseits eine Büchse mit Nachrichten

auf der Melville-Insel zurück. An dieser Büchse hing die Rettung unserer eingefrorenen Gesellschaft, wie wir bald hören werden.

Es machte einen gar betrübenden Eindruck auf die Schiffsmannschaft, als der Kapitän mit der Nachricht zurückkehrte, kein Depot für seine Leute entdeckt zu haben. Noch trüber wurde die Stimmung, als die abermalige Ueberwinterung zur traurigen Gewißheit wurde. Doch gelang es dem vortrefflichen Führer des Schiffes, seine Mannschaft in guter Ordnung und Zucht zu erhalten, trotz des Hungers, der sie peinigte, und der sie oft nicht einmal schlafen ließ. Nur an den Festtagen, zur Feier der Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, am 26. Oktober, zu Weihnachten und am Neujahrstage wurde den Aermsten wieder einmal das Glück zu Theil, sich satt essen zu können.

Im Frühjahr 1853 den 3. März machte der Kapitän endlich seine Entschließungen bekannt, die er zur Rettung seiner Leute gefaßt hatte. Weil der Schiffsproviant nur noch bis zum September dieses Jahres reichen konnte, andrerseits aber auch nicht Alle mit einem Male das Schiff verlassen konnten, so hatte er beschlossen, so Viele wegzusenden, daß die Lebensmittel für die Zurückbleibenden noch bis zum nächsten Frühjahr ausreichten, im Falle das Schiff auch in dem zu erwartenden Sommer nicht aus dem Eise gebracht werden sollte. Ein Theil der Mannschaft, 30 Mann, sollte nach Port Leopold gehen (500 engl. Meilen weit von Mercybai am Eingange der Prinz-Regent-Einfahrt gelegen), wo man ein im Jahre 1848 erbautes Haus mit Lebensmitteln, Kohlen und Kleidung und ein kleines Dampfboot finden würde. Von dort sollte man suchen, mit einem der in die Baffinsbai kommenden Wallfischfänger nach England zu gelangen. Ein anderer Theil, 16 Mann, sollte nach der Prinz-Wales-Straße wandern, dort bei dem vom Investigator auf Royal-Island zurückgelassenen Depot drei Monate lang in Zelten wohnen, und sobald das Eis

aufbrechen würde, mit dem dort zurückgelassenen Boote die Reise fortsetzen nach Wollaston-Land über die Dolphin- und Unionsstraße, dann an der Küste des amerikanischen Festlandes hin bis in den Mackenziefluß, dann nach einer bestimmten Hudsons-Handelsstation und von da mit Hülfe der Indianer durch die Wildniß nach Montreal und New-York. Der Kapitän wollte mit den Uebrigen auf dem Schiffe bleiben, und im Falle dasselbe wieder nicht aus dem Eise gebracht werden könnte, noch einen Winter in Merchbai verbringen und dann im Frühjahr 1854 ebenfalls nach Port Leopold wandern. Der Tag der Abreise wurde auf den 15. April 1853 festgesetzt. Damit die ausgehungerte Mannschaft im Stande sei, die Anstrengungen einer solchen Tour zu ertragen, wurden den zur Auswanderung bestimmten Männern größere Rationen verabreicht.

Doch der Mensch denkt — und Gott lenkt!

Es war am 7. April, die Mannschaft war auf dem Eise beschäftigt. Der Kapitän unterhielt sich eben mit dem Missionar. „Wenn Sie," sagte er zu diesem, der zu den Auswanderern nach dem amerikanischen Continent bestimmt worden war, — „wenn Sie die Heimath erreichen sollten und dann nichts mehr vom Kapitän Mac Clure und seinen Leuten hören, so daß Sie daraus schließen müssen, daß auch ich nicht mehr unter den Lebendigen bin und der Todesschlaf mich von allen Uebeln erlöst hat, wo dann auch immer mein Leichnam in dem Pelzrock, den Sie mir zurückgelassen haben, unbeerdigt liegen mag, so seien Sie doch dessen versichert, daß der Erlöser meine einzige Zuversicht gewesen ist, und daß ich in der Hoffnung gestorben bin, von ihm einst wieder erweckt zu werden am jüngsten Tage." Auf eine Wolke deutend, deren Rand hell beleuchtet war, fügte er weiter hinzu: „Uebrigens hat jede Wolke ihren Silbersaum, und es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Wolke des Unglücks, die jetzt über uns schwebt, keine Ausnahme von dieser Regel machen wird." In diesen Worten wurde

er durch einen Matrosen unterbrochen, welcher herankam und meldete, daß draußen im schweren Eis ein beweglicher, schwarzer Punkt zu sehen sei, vermuthlich ein Moschusochse, der von Point Back über das Eis an das andere Land wandere. Alsbald begab sich der Kapitän nebst mehrern Anderen hinaus.

„Wir sahen auch deutlich," erzählt Miertsching, „daß sich an der bezeichneten Stelle irgend etwas Lebendiges bewege, konnten aber nicht bestimmen, was es sein möchte. Darauf kam ein zweiter Matrose vom Ufer gelaufen und rief: „Es sind Menschen! Erst ein Mensch und dann ein Schlitten mit Menschen!" Der Kapitän und ich, wir sahen uns gegenseitig, ohne ein Wort zu sprechen, an und eilten auf die fremden Gestalten zu. In mir stiegen neue Lebenshoffnungen auf, denn die Leute für Eskimo's haltend, dachte ich: Wo diese herkommen, können auch wir hingelangen. Einundzwanzig Monate lang hatten wir keine Menschen gesehen. Als wir uns den fremden Leuten näherten, klopfte uns das Herz gewaltig. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Da wird uns auf einmal in englischer Sprache zugerufen: „Ich bin Lieutenant Pim vom Schiff Resolute, Kapitän Kellet, in Winterharbour!" Welche Botschaft! Ich glaubte zu träumen, die Freude, das Entzücken betäubte mich fast. Aber es war kein Traum! Die Hülfe, die Rettung war Wirklichkeit."

Wer könnte die Empfindungen in Worte kleiden, welche die Geretteten beseelten. Fühlte sich doch auch der Kapitän zu schwach dazu. Er selbst schreibt über dieses glückliche Ereigniß: „Ich würde versuchen, die Gefühle zu beschreiben, welche mich und Jeden von uns auf dem Schiffe durchgingen, als diese unerwartete Erscheinung von der See über das Eis herkommend, in einer Entfernung von 400 Yards bemerkt wurde, wenn nicht jede Schilderung weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben müßte. Man denke sich eine ganze Schiffsmannschaft, welche bisher keine Idee

davon hatte, daß noch irgend ein anderes Schiff, als ihr eignes, sich in dieser schauerlichen Polarregion befinde; man denke sich unsere Verlassenheit und verzweifelte Lage, und nun den Augenblick, da eine fremde Menschengestalt sichtbar wird, welche rasch auf uns zukommt mit Geberden der Freundschaft, übrigens so schwarz wie die Nacht, von dem Rauch der Koch-Lampe im Zelt. Mein Erstaunen, ich möchte fast sagen mein Schrecken, war ohne Gleichen. Wie erstarrt blieb ich neben meinem Begleiter stehen, in Zweifel, ob ein Mensch oder ein Geist aus der andern Welt uns erscheine. Bald aber waren wir im Klaren. „Ich bin Lieutenant Pim vom Schiff Resolute, Kapitän Kellet, in Winterharbour!" rief uns die Gestalt mit lauter Stimme zu, und zeigte uns dadurch, daß sie von wirklichem englischen Fleisch und Blut war. Daß wir nun auf den Mann zurannten und ihn bei der Hand ergriffen, war das Werk eines Augenblicks. Von dem uns fast überwältigenden Gefühl der Freude war unser Herz so voll, daß wir fast gar nichts zu sprechen vermochten, während der schwarze Fremdling uns begrüßte und erzählte, wer er sei und warum er komme."

Und wie sah es am Bord des Schiffes aus, als sich dies zutrug? Die Kranken, ihres Elends vergessend, sprangen bei der Ankunft des Fremden von ihren Lagern, die Gesunden vergaßen Kummer und Verzweiflung, und in kürzerer Zeit, als man es erzählen kann, war Alles auf dem Verdeck beisammen. „Diese Scene," schreibt unser Missionar, „wird Niemand vergessen, der sie mit erlebt hat. Alles war in Erstaunen und Freude, Leben und Thätigkeit. So war in einem Augenblick unsere Lage umgewandelt worden. Doch ich höre auf; denn alle Worte wären zu matt, um das nur einigermaßen zu beschreiben, was wir erlebten." —

Doch wie ist es zugegangen, daß der Lieutenant Pim zum Werkzeug der Hülfe in der höchsten Noth geworden ist? höre ich meine Leser fragen. Nun, das verhielt sich also: Im Jahre 1852 sandte man von England

durch die Davisstraße fünf Schiffe, unter dem Oberkommando Sir E. Belchers. Die Schiffe Assistance und Pioneer befehligte Kapitän Belcher selbst; Resolute und Intrepid befehligte Kapitän Kellet, derselbe, den wir im Jahre 1850 in der Behringsstraße kennen lernten; er war seitdem mit seinem Schiffe Herald nach England gekommen. Das fünfte Schiff „Northstar", Kapitän Pullen, ging bei Kap Riley am Eingange des Wellington-Kanals vor Anker, und sollte daselbst als ein Depot für die andern Schiffe liegen bleiben. Bei Kap Riley trennten sich die Schiffe. Kapitän Belcher segelte mit seinen zwei Schiffen nördlich in den Wellington-Kanal, um dort Franklin aufzusuchen. Und Kapitän Kellet mit zwei andern Schiffen fuhr westlich nach Melville-Insel, wo er nahe bei Dealy-Insel genöthigt war, sein erstes Winterquartier aufzuschlagen. Denselben Herbst noch sandte er einige Schlittenpartien aus, um die Küsten zu untersuchen und kleine Depots von Proviant anzulegen, um im nächsten Frühjahr mit den Schlitten recht weit nach Norden und Westen vordringen zu können. Eine dieser Gesellschaften, von Lieutenant Mecham geführt, fand die von Kapitän Mac Clure bei seinem Besuche auf der Melville-Insel zurückgelassenen Nachrichten und kehrte mit denselben sogleich nach der Dealy-Insel zurück. Der nahe Winter, die strenge Kälte und die finstern Tage erlaubten nicht, sogleich einen Schlitten nach der Mercybai zu senden. Im Frühjahr 1853 den 10. März sandte nun Kapitän Kellet den Lieutenant Pim mit einigen auserlesenen Männern aus, um den Investigator aufzusuchen, was ihm denn auch nach einer sehr beschwerlichen Reise von 50 deutschen Meilen in 28 Tagen gelang.

Wer war froher als unsere zur Auswanderung auserlesenen Mannschaften! Denn so viel sagte sich ein Jeder, daß sie das ihnen bestimmte Ziel nicht erreichen, sondern auf der Reise wahrscheinlich elendiglich umkommen würden.

Während der Kapitän sich mit dem Lieutenant Pim zu Kapitän Kellet nach Dealy-Insel begab, um sich mit diesem über die ferner zu treffenden Maßregeln behufs der Unterbringung der Mannschaft des Investigators zu verständigen, starben drei Matrosen auf dem Investigator, darunter einer am Skorbut; sie wurden nach Seemannsgebrauch feierlich auf der Baring-Insel begraben. Es waren traurige Stunden, die Stunden der Begräbnisse. Der mit schwarzem Tuch beschlagene Sarg wurde auf einen Schlitten gestellt, die Kriegsflagge als Leichentuch darüber gedeckt, und der Schlitten von acht Matrosen an das offene Grab auf dem Lande gezogen. Die übrige Mannschaft folgte dem Sarge, die Marine-Soldaten in militairischer Ordnung voran. Auf dem Schiffe wurde die Glocke geläutet und die Schiffsflagge halb masthoch aufgezogen. Am Grabe wurde die englische Begräbniß-Liturgie gelesen und bei den Worten: „Erde zu Erde!" wurde der Sarg in das Grab gesenkt. Nach Beendigung der Liturgie wurden von den Soldaten drei Salven über das Grab abgefeuert und dasselbe ward dann zugeworfen. Die Soldaten mit fliegender Fahne voran, bewegte sich der Trauerzug wieder aufs Schiff zurück.

Am 15. April 1853 machten sich auf des Kapitäns zurückgelassenen Befehl 29 Mann auf den Weg nach Kellets Schiffen; 24 davon waren skorbutkrank und mußten von den Andern mitgenommen werden. O, das war eine gar beschwerliche Reise. Die armen Kranken konnten sich kaum fortschleppen, und doch mußte man mit ihnen unaufhörlich über aufgethürmte, zusammengeschobene Eisblöcke hinwegklettern. Oft konnte man nur auf Händen und Knieen kriechend die Hindernisse überwinden, was um so anstrengender war, als man auch die bepackten Schlitten nachziehen mußte. Der Marsch dauerte immer 7 Stunden, worauf man 5 Stunden ruhte. Aber was für eine Ruhe! Auf dem kalten Polareise wurde ein Zelt aufgeschlagen und darunter rastete man, ohne einen erquickenden

Schlaf genießen zu können. Am 2. Mai waren endlich die Schrecken dieser Reise von 50 deutschen Meilen überstanden; nur 6 Mann waren leidlich gesund am Ziele angekommen. Mit Freundschaft wurden die Ausgehungerten aufgenommen und auf den beiden Schiffen Intrepid und Resolute untergebracht.

Man sollte meinen, daß Jemand nach solchen Erfahrungen nur noch einen Wunsch hegen könne, nämlich den, sobald als möglich wieder in die Heimath zu kommen. Nicht so unser heldenmüthiger Kapitän Mac Clure. Der beschloß, ungeachtet aller erfahrenen Leiden, nach dem Investigator zurückzugehen, und wenn sich wenigstens 20 Mann willig finden sollten, bei ihm auszuharren, noch einen Winter in Mercybai zuzubringen, falls das Eis wieder nicht frei würde. Mit Recht staunen wir über den kühnen Unternehmungsgeist dieses Mannes.

Schon am 4. Mai brach er auf und kam auch glücklich wieder auf seinem Schiffe an. Er trug der Mannschaft sein Vorhaben vor, aber es fanden sich nur einige Matrosen, welche so viel Muth hatten, als ihr Kapitän, die andern waren durch Hunger und Krankheit zu sehr geschwächt, um einen Entschluß zu fassen, wozu es selbst manchem Kerngesunden an Muth gebrechen möchte. Der Kapitän ließ nun alle brauchbaren Schiffsvorräthe und Lebensmittel für 70 Mann auf sechs Monate nebst allen Böten vom Investigator auf's Land schaffen, diesen selbst doppelt ankern, und alle Eingänge zu ihm fest verrammeln, und dann machte er sich mit dem Reste der Mannschaft auf den Weg zum Intrepid und zur Resolute, wo sie am 17. Juni ankamen, aber in welch einem Zustande! welch einen Anblick bot dieser Zug ausgehungerter meist kranker Männer dar. Auf jedem Schlitten lagen zwei Kranke festgebunden; andere ganz Entkräftete wurden von ihren etwas stärkeren Kameraden geführt, wieder andere hielten sich an die Schlitten, und diese wurden von einer Mannschaft gezogen, die

zum Theil so schwach war, daß sie alle fünf Minuten kraftlos niederfiel und vom Kapitän und ihren Gefährten wieder aufgerichtet werden mußte. O, es war ein Bild des unsäglichsten Elends! Da sah wohl Jeder, was aus ihm geworden wäre, wenn die projektirte Auswanderung hätte ausgeführt werden müssen, und wer noch nicht mit Inbrunst Gott für seine Gnade gedankt hatte, der that es jetzt gewiß. —

Doch versetzen wir uns nun auch im Geiste auf die Zufluchtsstätten der Geretteten. Die Führer und Mannschaften dieser Schiffe hatten die Schrecken und Gefahren des Nordens nicht minder gekostet und muthig ertragen, als ihre verunglückten Kollegen. Große Expeditionen waren unternommen worden, um wo möglich über Franklins Schicksal Auskunft zu erhalten. Lieutenant Mecham vom Schiff Resolute hatte eine 95tägige Reise nach Westen unternommen, von der er am 9. Juli zurückkehrte, und auf der er westlich von der Insel Melville die beiden Inseln Patrik und Eglinton entdeckte, auf denen er weder Wild noch Vegetation fand, während die Melville-Insel Beides besitzt; denn Moschusochsen, Rennthiere, wilde Gänse, Enten und Schneehühner wurden dort fast täglich geschossen. Kommandeur Mac Klintok vom Schiffe Intrepid hatte auf einer 105 Tage andauernden Reise die Nord- und Nordwestküste von Melville-Insel untersucht und dabei 1200 Meilen zurückgelegt, ohne eine Spur von Franklin zu finden. Am 18. Juli traf er auf seinem Schiffe wieder ein. Aber wie? Auf der Rückreise, drei Tagereisen noch vom Schiff entfernt, war er genöthigt gewesen, des nassen Wetters und Mangels an Proviant halber, Zelt und Schlitten mit allem Zubehör zu verlassen, um mit dem wenigen Proviant auf dem geradesten Wege so schnell als möglich das Schiff zu erreichen. In diesen drei Tagen hatten sie zweimal gegessen und nur einmal in Ermangelung des Zeltes im Schnee vergraben geschlafen. Wie entkräftet er und seine Mannschaft ankamen, kann man sich vorstellen.

Ein sehr interessanter Besuch war unseren Schiffen am 5. Juni dieses Jahres geworden. An diesem Tage traf ganz unerwartet ein Offizier von dem unter 72 ° nördl. Breite eingefrorenen Schiffe Assistance ein. Da es in diesen Gegenden nichts mehr zu untersuchen gab, so machte sich Kommandeur Richards, so hieß jener Offizier, das Vergnügen einer Besuchsreise von einigen 40 Meilen. Gewiß ein freundschaftlich nachbarlicher Besuch, der nicht leicht seines Gleichen finden möchte! —

Da man auf baldigen Aufbruch des Eises hoffte, so wurde das Haus, welches die Zimmerleute auf der Dealy-Insel errichteten, um dasselbe mit Lebensmitteln und Kleidern für John Franklin auszufüllen, rasch vollendet. Neben ihm erhebt sich ein Steinhaufen, an dem Stufen hinaufführen und der mit einem 37 Fuß hohen Mastbaum versehen ist. In das Haus wurden Lebensmittel für 100 Mann auf 10 Monate, Kleider, Stiefeln, Ofen, Steinkohlen und eine Bibliothek von 659 Bänden gebracht, und die Thür desselben wurde mit Steinen versetzt, damit die Raubthiere nicht eindringen könnten.

Es dauerte aber noch ziemlich lange, ehe das Eis anfing, sich zu lösen. Erst am 18. August begann es, sich zu bewegen, dann aber ging auch der Aufbruch in wenigen Stunden vor sich. In kurzer Zeit war, während eines heftigen Sturmes, die ganze unübersehbare Eisfläche in Stücke zerborsten, von denen die Schiffe manchen harten Stoß empfingen. Den rohen Elementen überlassen, trieben sie hin und her, und mehr als einmal schienen sie den tobenden Eismassen erliegen zu müssen, doch wurden sie immer auf wunderbare Weise erhalten. Schon wiegte man sich in der Hoffnung, bald das theure Vaterland wiederzusehen; doch der Jubel kam zu früh. Mitten in dem süßen Traum der baldigen Ankunft im lieben Heimathlande tönte unerwartet am Morgen des 11. September die Schreckensbotschaft, daß das Schiff eingefroren und überall nichts als

Eis zu sehen sei. — Was die Getäuschten empfunden haben mögen, läßt sich leichter denken als beschreiben. In Nichts zerronnen war der goldene Hoffnungsschimmer. Statt des traulichen heimischen Heerdes stand auf einmal wieder das Schreckbild des eisigen Polarwinters vor der getäuschten Seele! — Doch hier half kein Klagen; man mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Der Winter ließ die auf's Neue Gefangenen nicht mehr aus seinen eisigen Armen. Beide Schiffe wurden also nochmals zur Winterwohnung eingerichtet. Gleichsam, als wollte der grimmige Herr des Nordens seine Opfer noch necken, löste sich das Eis zeitweise ein wenig, aber die Schiffe wurden nur hin- und hergetrieben und konnten ihrer Gefangenschaft nicht entrinnen. Unter 74 ° nördl. Breite im Parry-Sunde, südlich von Bathurst und Cornwallisland war es, wo das Winterquartier von 1853 — 54 aufgeschlagen werden mußte.

Um sich die schreckliche Zeit des arktischen Winters möglichst zu verkürzen, wurde allerhand Kurzweil von den Offizieren erdacht und angeordnet. So wurden z. B. Schauspiele eingerichtet; Trommelschlag verkündigte den Anfang des Theaters. Die großen Schauspielzettel wurden für den Kapitän auf rother, für die Offiziere auf blauer Seide und für die übrige Mannschaft auf Papier gedruckt, denn auch eine kleine Druckerei befand sich am Bord des einen Schiffes. Der Eintritt zu diesem Theater war nicht nur unentgeltlich, sondern jeder Zuschauer bekam auch noch eine Pinte Bier. Später wurden statt dieser Belustigungen Vorlesungen von den Offizieren gehalten, die sehr zahlreich besucht wurden. Man hörte theoretische und praktische Erläuterungen über Astronomie, Chemie, Geologie, Mechanik u. s. w. Die Unterhaltungen der Matrosen bei ihren Spaziergängen auf dem Eise wurden seit dieser Zeit sehr gelehrt. Um sich die Zeit angenehm zu vertreiben, richtete man ferner auch einen elektrischen Telegraphen von einem Schiffe zum andern ein, weil das stürmische Wetter

und der Schnee dem Verkehr oft hindernd entgegentrat. Mittelst dieses Telegraphen spielte man — Schach.

Ferner bauten die Matrosen zum Vergnügen eine Doppelreihe 12 Fuß hoher Schneepyramiden von einem Schiffe zum andern, so daß man in einer Allee von Pyramiden spazieren gehen konnte. Das war nun allerdings recht hübsch, wenn die Kälte nur nicht so grimmig gewesen wäre. Diese erreichte wieder ihre 30, 40 bis 45 Grad. Indessen wagte man es dennoch, ihr zu trotzen, und konnte es, weil man die Erfahrungen über die beste Art der Bekleidung im Norden so gut wie möglich benutzte. Nach diesen Erfahrungen ist die Fellbekleidung der Eskimo's bei strenger Kälte nicht brauchbar, weil sie luftdicht ist, weshalb sich die Ausdünstung des Körpers inwendig niederschlägt und einen Schneeüberzug bildet, der nicht nur sehr lästig, sondern auch der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Es hat sich vielmehr herausgestellt, daß die beste Bekleidung zum Schutz gegen die Polarkälte die aus wollenen Stoffen ist. Doppelt starke, warme Unterkleider, dreifach starkes Tuch zu Oberkleidern, ebenso Stiefeln von Tuch mit Wolle gefüttert und einer zollstarken Korkfohle, welche mit Leder überzogen ist, doppelte wollene Handschuhe und ein dicker wollener Shawl, welcher das Gesicht bedeckt, so daß nur die Augen frei sind, die in der Kälte so thränen, daß der Shawl öfters an das Gesicht anfriert, — das sind die vor der Kälte am besten schützenden Kleidungsstücke. Aus dem gleichen Grunde sind auch Pelzmützen nicht gut zu brauchen, da unter ihnen die Ausdünstung sich ebenfalls als Schnee in den Haaren niederschlägt. Bei wollenen Stoffen dagegen dringt dieselbe durch die Kleider hindurch und überzieht die Außenseite mit einer Schneekruste, welche sich leicht durch eine Bürste beseitigen läßt. Mit den Tuchstiefeln kann man den ganzen Tag im Schnee herumgehen, ohne daß dieselben feucht werden, da der Schnee bei jener strengen Kälte so trocken wie weißer Sand ist. Bei solcher

wollener Bekleidung kann ein starker, gesunder Mann, der seine volle Portion kräftiger Speise bekommt, recht gut einen Polarwinter aushalten.

Im März des Jahres 1854 wurde endlich der Mannschaft des Investigators bekannt gemacht, daß sie im April nach dem an der Küste von Nord-Devon eingefrorenen Northstar aufzubrechen bestimmt sei, um mit demselben die Rückreise nach Europa anzutreten. In mehrere Züge vertheilt wurde dieser Plan auch durchgeführt. Die Wanderung über die 200 englische Meilen weite Eisstrecke war nicht so beschwerlich, wie die frühere, zumal man sich jetzt besser nähren konnte. Mitunter ereigneten sich auch interessante Zwischenfälle, welche vielen Spaß verursachten. So ereignete es sich eines Tages (es war am 25. April), daß in dem Zelt eines der Offiziere, als sich nach dem Abendsegen Alle bereits in ihren Schlafsäcken befanden, ein Eisbär plötzlich durch den Zelteingang, den man gehörig zu schließen vergessen hatte, den Kopf hereinstreckte. Der Offizier, welcher es allein bemerkte, ergriff augenblicklich seine in der Zeltecke stehende Flinte; aber als er auf den unwillkommenen Gast anlegen wollte, ging der Schuß los, die Kugel fuhr durch's Zelt und traf die Zeltleine. Das ganze Zelt stürzte sogleich zusammen und bedeckte die darin Liegenden und zum Theil den Eisbären mit. Indessen waren die Bewohner der andern beiden Zelte durch den Schuß und das Geschrei herausgelockt worden, und in wenigen Augenblicken war der Eisbär erlegt.

Wenige Tage vorher hatten Andere ein ähnliches Abenteuer erlebt. „Wir lagen," erzählt unser Missionar, „zusammengedrängt, bis über den Kopf in unsere Schlafsäcke eingehüllt. Da hörten wir Tritte um unser Zelt, ließen uns indessen, da wir meinten, es sei Jemand von den andern Gesellschaften, dadurch nicht stören. Plötzlich aber hörten wir ein seltsames Schnaufen und sahen, als wir das Gesicht aus unsern Schlafsäcken hinausstreckten, den Kopf eines Eisbären, der seinen langen Hals durch die

nur nachlässig zugeschnürte Oeffnung im Zelte über uns wegstreckte. Was war nun zu thun? Hart aneinander gepreßt, wie wir lagen, zudem in unsern Säcken, konnten wir uns nicht rühren. Endlich hatte ein Matrose den glücklichen Einfall, sein großes Messer zu ziehen, und mit einem Arm aus dem Schlafsack hinauslangend, eine Oeffnung in die Seite des Zelts zu schneiden. Durch dieselbe rollten wir nun eilig in unsern Säcken hinaus, ergriffen die auf den Schlitten bereit liegenden und mit Kugeln geladenen Flinten, und nach wenigen Augenblicken lag jener unwillkommene Gast von mehreren Kugeln durchbohrt todt zu unsern Füßen."

„Dies sind Reiseabenteuer," fährt unser Gewährsmann fort, „die glücklicher Weise nicht oft vorkommen, dagegen giebt es andere kleine Beschwerlichkeiten, die nicht selten sind, und ebenfalls Stoff zu mancherlei scherzhaften Unterhaltungen geben. So ist es oft der Fall, daß einem Schläfer während der Nacht der Bart an den wollenen Schlafsack anfriert, weil sich bei der strengen Kälte der Athem sogleich auf das Eis niederschlägt. Da man nun auf der Reise seinen Schlafsack unmöglich am Kinn hängen haben kann, so muß man sich ein tragikomisches Befreiungsmittel gefallen lassen, was darin besteht, daß die sämmtlichen Zeltgefährten ihre kurzen Tabackspfeifen in Brand setzen und vermittelst des heißen Rauches den gefrorenen Bart aufthauen. Es läßt sich aber leicht denken, wie unangenehm, fast erstickend dieses Mittel ist, wenn sechs bis acht brennende Pfeifen hart unter dem Gesicht ihren heißen Qualm ausströmen. Ist dies glücklich überstanden, so muß man die Stiefeln, welche im Schlafe als Kopfkissen gedient haben und die nun ebenfalls hart gefroren sind, aufzuthauen suchen, indem man sich über dieselben legt. Sobald dieselben nur so weit geschmeidig geworden sind, daß man sie anziehen kann, geschieht dies, und damit ist unsere mangelhafte Toilette beendigt. Unterdessen hat der Koch außerhalb des Zeltes über einer Spirituslampe in einem Kessel

Schnee oder Eis in Wasser verwandelt und in dasselbe geriebenen Cacao und etwas braunen Zucker gerührt. Die Blechtassen, seit Anfang der Reise nicht gewaschen und gereinigt von den eingefrorenen Ueberresten der vorigen Tage, werden von den Schlitten gebracht, der darin befindliche Schnee mit dem Handschuh ausgewischt und die bestimmte Portion Chocolade hineingegossen. Bringt man nun das kalte Blech an die Lippen, so bleibt nicht selten die Haut fest daran hängen. Solcher Kleinigkeiten, die zum täglichen Leben in jenen kalten Regionen gehören, gab es noch gar manche, aber sie störten im Ganzen die gute Laune nicht, und das Sprüchwort: Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen! bewährte sich bei solchen Gelegenheiten auch unter uns."

Eines Tages begegnete es unserm Gewährsmann, daß er, als er ein Stück vorausgeeilt war, auf dem Eise einen auffallend dunklen Gegenstand gewahrte. Er näherte sich, das Gewehr im Anschlag, vorsichtig, schoß, als er nahe genug gekommen war, und hörte auch die Kugel einschlagen. Aber das schwarze Ungethüm blieb regungslos wie zuvor. Als man ihm nun näher zu Leibe rückte, fand es sich, daß es ein Blechkasten war, welchen die Kugel getroffen hatte. Diese Täuschung verursachte viel Heiterkeit, aber noch mehr Freude, als man in dem Kasten 14 Pfund gemahlenen Kaffee fand, von dem man sich nun an jedem folgenden Haltpunkt gütlich that.

Am 28. April war das Ziel erreicht; man befand sich auf dem Northstar, geführt vom Kapitän Pullen, der die bereits angemeldeten Fremden mit großer Freundlichkeit aufnahm. Seit zwei Jahren lag dieses Schiff in der Erebus- und Terrorbai als Depot-Schiff vor Anker.

Auf der nahen Beechey-Insel finden sich viele Spuren von John Franklins Expedition, und es ist wahrscheinlich, daß er hier sein erstes Winterquartier gehalten hat. Zeltplätze lassen sich bemerken, und kleine

Tauenden, Segelleinwand, Hobelspäne, eiserne Faßreifen, Glas ꝛc. findet man an mehreren Stellen. Auch drei Gräber sieht man, jedes mit einem schwarz angestrichenen, eichenen Pfosten, gewidmet zwei Matrosen vom Erebus und einem vom Terror, die nach Angabe der Inschriften 1846 hier starben. —

Für den Fall, daß Franklin noch am Leben sei und wieder in die Gegend gelangen sollte, wurde von den Zimmerleuten auch auf der Beechey-Insel ein hölzernes Haus errichtet und dasselbe mit Proviant und Kleidern reichlich angefüllt. Kapitän Sir Belcher, welcher mit seinen beiden Schiffen Assistance und Pioneer im Wellington-Kanal eingefroren lag, kam zum Besuch nach Beechey-Insel, und ließ hier ein Monument aufrichten zum Andenken der seit 1850 in den Polargegenden Verstorbenen, deren Zahl sich auf 32 belief. Da Sir Belcher, zurückgekehrt, keine Aussicht hatte, seine beiden Schiffe durch das Eis zu bringen, so beschloß er, sie zu verlassen und mit seiner Mannschaft ebenfalls auf dem Northstar nach Europa zu fahren. So waren denn seit neun Jahren überhaupt acht Schiffe verlassen im Polareise zurückgeblieben: nämlich der Erebus und Terror von Franklin, der Investigator, Breadalbane, Resolute und Intrepid, die Assistance und der Pioneer.

Am 26. August sah sich der Northstar mit der Mannschaft von sechs Schiffen beladen, zusammen 278 Mann. Als sich das Eis aufthat, trat endlich der langersehnte Augenblick der Abreise in die geliebte Heimath ein. Welche Freude für die Harrenden! Doch bald sollte ihnen noch eine andere, größere Freude werden. Kurze Zeit nach der Abfahrt erscholl auf einmal vom Mastkorb der Ruf: Schiffe! und siehe da, ein Segel- und ein Dampfschiff kamen dem Northstar entgegen. Und nun brach ein unaussprechlicher Jubel auf diesem Schiffe aus. Das war ein Lichtblick für die hartgeprüfte Mannschaft, der sie die überstandene Noth und Gefahr, die Mühseligkeiten

und Entbehrungen der vergangenen Zeiten vergessen ließ. Sofort kehrte der Northstar wieder um, weil die von einem der Schiffe aus England mitgebrachten Lebensmittel erst noch zu dem Depot für Franklin hinzugethan werden mußten, und als dieser Auftrag besorgt war, segelten alle drei Schiffe nach England zurück.

Die Reise ging durch die Barrowstraße und den Lancastersund in die Baffinsbai. Auf dieser Strecke hatten die Seefahrer Gelegenheit, den Reichthum des Nordens an Thieren noch besser kennen zu lernen, als in den vorhergehenden Jahren. Wallfische, Wallrosse, Seehunde und Narwals hatten sich, seit die See wieder offen war, in Menge eingestellt. Auch Seetauben und Eisbären waren häufig. Mit den meisten dieser Thiere haben wir bereits unsere Bekanntschaft gemacht; nur der Narwal ist uns noch fremd, und wollen wir daher uns denselben etwas genauer betrachten. Er verdient es, denn er ist ein nicht geringeres Meerwunder, als der Polarwal, mit dem er verwandt ist, und von dem er sich insbesondere durch den Mangel der Barten und durch den gewaltigen Stoßzahn vorn am Kopfe unterscheidet. Der Leib dieses 10 bis 16 Fuß langen Thieres gleicht hinsichtlich seiner Form mehr einer Blase als einem Säugethier; sein gelblich weißes Kleid aber, welches von braunen Flecken geziert ist, läßt ihn wie einen in Hermelin gehüllten Fürsten des Meeres erscheinen. Rumpf und Kopf sind völlig in Eins verwachsen, so daß das Thier aussieht wie ein bloßer Kopf oder bloßer Leib. Diese seltsame Gestalt wird noch viel wunderlicher durch den 6 bis 10 Fuß langen, armsdicken Stoßzahn, der wie eine Lanze drohend dem Kopfe eingefügt ist. Doch gerade an dieser seltsamen Waffe des Thieres lernen wir seine wunderliche Gestalt begreifen. Um sie zu gebrauchen, muß das Thier offenbar seine ganze Körperkraft dabei zur Anwendung bringen. Zu solcher Kraftanstrengung wird aber das Thier durch das Verwachsen des Leibes und Kopfes befähigt, weil dadurch ein

kräftiger Nacken erreicht wird. Ueberdieß erleichtert die blasenartige Form dem Thiere die Bewegung, indem ihm das Wasser in Folge dessen wenig Widerstand entgegensetzt. So ist er denn zum Lanzier des Meeres geboren, und diesem Berufe liegt er denn auch mit Leidenschaft ob. Er nimmt den Kampf mit Jedermann im Wasser auf; nicht selten überschätzt er jedoch seine Kraft und Gewandtheit und endet als Besiegter im Kampfe gegen größere Thiere. Seine Nahrung besteht übrigens, wie die des Wallfisches, in kleinen Weichthieren. Der Thran, welchen er liefert, soll sehr gut sein.

Außer diesen leicht in die Augen fallenden Bewohnern jener nördlichen Gegenden leben in derselben noch Millionen mehr oder weniger in den Tiefen der Gewässer verborgen. Da wo das Treibeis beginnt, sieht man oft das Meer weit und breit und bis in große Tiefen eine schmutzig grüne Farbe annehmen. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich von feinen, glänzenden, nadelförmigen Körpern wimmelnd, über deren Natur die Forschung zwar noch nicht völlig genügende Aufschlüsse geliefert hat, die aber jedenfalls organische und zwar thierische Wesen sind. Ueber 1000 Quadratmeilen des nördlichen Eismeeres sind (nach Skoresby) im buchstäblichen Sinne von diesen fast mikroskopischen Thierchen erfüllt, die einer reichen und wunderbaren Welt von Seethieren zur Nahrung dienen, und einem der größten Geschöpfe der Erde, dem Wallfisch, zur Lebensbedingung werden. In den üppigen Tangwäldern der Meerestiefe hausen polypenartige Thiere und Röhrenwürmer, und ihre Gehäuse überziehen selbst die Steine am Meeresgrunde und seine Vertiefungen; Muscheln, Seesterne, Krabben, Garnelen erfüllen in unermeßlicher Menge das Polarmeer, und selbst das Ufer ist an manchen Stellen weit hinauf mit Muscheln übersäet. Nichts Todtes, nichts Verwesendes sogar wird in diesem Meere geduldet; das todte Thier, das in die Fluthen hinabsinkt, wird in kurzer Zeit in Skelett verwandelt, seine weichen Theile werden durch krebsartige Thiere,

unter denen die Wallfischlaus am meisten bekannt ist, verzehrt, und diese Thiere, die überall in ungeheurer Zahl sich finden, übernehmen hier geradezu die Rolle der Ameisen in den tropischen Ländern.

Treten wir im arktischen Sommer an's Land, so wächst die Menge der thierischen Bewohner des Nordens noch mehr. Da wird es auch in den Lüften und auf dem Boden lebendig. Kleine Vögel beginnen zu zwitschern, schwarze Spinnen kommen aus dem Grase hervor und kleine Krabben sonnen sich im Ufersande. In unglaublicher Menge erscheinen die Mücken, diese Plage des Polarsommers. In den wildesten Mangle-Sümpfen können die Moskito's der Tropen nicht lästiger sein, als die Moskito's der Polarwelt. Jene sind klein und flüchtig, und wenn man sich auch vergeblich müht, sie zu tödten, so lassen sie sich doch vertreiben. Aber die nordischen Peiniger sind groß, langsam in ihren Bewegungen, und wo sie Platz genommen haben, schwer zu verscheuchen. Fünfzig bis hundert kann man mit einem Handschlage erlegen, und doch hilft es nicht; ihr Platz ist augenblicklich von neuen Eindringlingen eingenommen, und man wird zuletzt von den vergeblichen Anstrengungen, sich zu befreien, so ermattet, daß man sich ihnen vor Verzweiflung auf Leben und Tod preisgiebt und geduldig ihre schmerzlichen Stiche über sich ergehen läßt.

Fügen wir zu den uns schon bekannten Thieren der Polarwelt noch aus der Vogelwelt die arktischen Seeschwalben, die rothkehligen Taucher, die unbeholfenen Lummen und Alke, die Möven, Strandläufer, Regenpfeifer, Krähen, Eulen und die arktischen Nachtigallen hinzu, so haben wir ein Bild des in den arktischen Gegenden sich tummelnden Thierlebens. —

Die Heimreise auf dem Northstar ging glücklich von Statten; die Baffinsbai war eisfrei und das Wetter angenehm und günstig. Am 16. September wurde Kap Farewell, die Südspitze von Grönland, umsegelt. Immer wärmer wurde die Witterung, immer mehr Schiffen begegneten

die Polarreisenden. Am 8. Oktober 1854 betraten sie endlich den Boden Englands. In Sheerneß lief das Schiff ein, wo sich die Frauen der Offiziere und Matrosen sammt ihren Kindern eingefunden hatten, um ihre Gatten und Väter nach einer so langen Abwesenheit wieder an ihr Herz zu drücken. Thränen der Freude flossen da in reicher Fülle, aber auch Thränen des Schmerzes; denn nicht alle Frauen sahen ihre Männer, nicht alle Kinder ihre Väter wieder. Herzzerreißend war es anzusehen, wie die unglücklichen Wittwen und Waisen, soeben noch in fröhlicher Erwartung, plötzlich durch die Trauerkunde aus dem Himmel süßer Träume gerissen und in den Abgrund des tiefsten Schmerzes geworfen wurden! Fünf von den 76 Mann des Investigators allein hatten ihr Grab im Eise des Nordens gefunden.

Vier Jahre, acht Monate und neunzehn Tage hatte die Mannschaft des Investigators zusammen gewohnt, Freud' und Leid hatte man mit einander getheilt, die größten Lebensgefahren in Wasser, Feuer und Eis gemeinsam überstanden, einander getröstet und aufrecht erhalten. Was war natürlicher, als daß ein festes Band der Freundschaft die vielgeprüften Männer umschloß, und daß ihnen die Trennung von einander schwer wurde. Von großem Segen war insbesondere die Anwesenheit unseres braven Missionars Miertsching auf die Mannschaft gewesen. Seemänner sind zumeist rohe Naturen, und die Matrosen des Investigators machten von dieser Regel eben auch keine Ausnahme. Ihr rohes Wesen betrübte den feingebildeten Mann oft gar sehr, insbesondere das wilde Toben an heiligen Festtagen. Mieden sich anfangs beide Theile, so gelang es doch nach und nach dem lieben, freundlichen Manne, durch sein seiner Glaubens-Brüderschaft so eigenthümliches sanftes Wesen, dem Einen und dem Andern Geschmack an edlern Dingen beizubringen. Er fing an, dann und wann eine Erbauungsstunde zu halten, an welcher man sich nach und nach immer mehr und mehr betheiligte, insbesondere als Noth und Lebensgefahr

die Herzen tief erschütterte, und die Einsamkeit und der Mangel an weltlichen Vergnügungen den Sinn nach oben richteten. Zwar stellte sich auch das Mißtrauen bei den Matrosen ein, daß der Missionar sie von ihrer Kirche, der anglikanischen, abwendig machen wolle; indessen überzeugten sie sich doch, daß diese Befürchtung eine grundlose sei, und so naheten sie sich ihm in immer mehr steigendem Vertrauen. Sie versammelten sich zahlreich um ihn, um von ihm Gottes Wort vorlesen und auslegen zu hören. Das rohe Wesen verschwand immer mehr, der Spott machte einer demüthigen Hingabe an die Wahrheiten des Christenthums Platz, und statt des Wohlgefallens an wilden, rauschenden Vergnügungen trat allmälig die Liebe zu gemeinsamer Erbauung. Der Charakter der Mannschaft erfuhr durch die in den wunderbaren Vorfällen jener Fahrt sich kundgebende gewaltige Sprache Gottes, die durch den Missionar eindringlich ausgelegt wurde, eine solche Umwandlung, daß sie von den Mannschaften der ihnen Rettung bringenden Schiffe mit dem Spottnamen „Pietisten“ belegt wurden. Sie waren indessen weit entfernt von mystischer Frömmelei, sondern wahrhaft fromme, gottergebene Männer, denen von allen Bessergesinnten hohe Achtung zu Theil wurde. Daß der Abschied von dem theuren Seelsorger Allen nahe ging, finden wir unter solchen Umständen sehr natürlich.

Der Zweck der Aussendung aller Nordpol-Expeditionen, Franklin aufzufinden, ist, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, nicht erreicht worden. Man hat, wie wir gehört haben, nur die Spuren seines ersten Winterquartiers auf der Beechey-Insel entdecken können. Ein anderer arktischer Reisender, Dr. Rae, hat ferner im Jahre 1854 an der Küste von Mont-Real-Island nahe bei King-Williams-Insel von Eskimo's

verschiedene Sachen, als z. B. Uhren, silberne Löffel und Gabeln, Teleskope u. s. w. angekauft, welche unzweifelhaft theils Franklin, theils seinen Offizieren gehört haben; so daß man nunmehr fast allgemein glaubt, daß die Mannschaft des Erebus und Terror ihren Untergang in dieser Gegend gefunden habe. Das ist Alles, was man über Sir Franklins Schicksal erfahren hat.

Wurde nun der nächste Zweck auch unserer Expedition, der des Investigators, nicht erreicht, so ist doch durch dieselbe eine Aufgabe gelöst worden, an welcher sich die kühnsten Männer seit 300 Jahren vergeblich versucht hatten. Die Norwestdurchfahrt wurde entdeckt, ja nicht blos eine, sondern zwei, die eine durch die Prinz-Wales-Straße und die andere durch die Mac-Clure-Straße in den Parrysund. Der Ruhm ihrer Entdeckung gebührt der Mannschaft des Investigators, vor Allem dem braven Führer derselben, dem Kapitän Mac Clure. Er und seine Leute waren die Ersten und sind bis jetzt die Einzigen, die theils zu Schiffe, theils auf dem Eise um den Norden Amerika's herumgekommen sind. Allerdings hat diese Entdeckung für den Völker- und Handelsverkehr keinen Nutzen, indem das 50 — 60 Fuß starke Eis, das nur selten im Sommer auf kurze Zeit aufbricht, der Schifffahrt unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt, indessen schmälert dies das Verdienst und den Ruhm des Entdeckers nicht.

Was ist denn aber aus der Enterprise geworden? höre ich meine Leser fragen! Darauf noch in Kürze folgenden Bescheid. Die Enterprise hat während dieser Zeit ebenfalls eine lange, kühne und abenteuerliche Fahrt überstanden, ohne ihren Zweck zu erreichen. Sie hatte 14 Tage später als der Investigator die Behringsstraße passirt, und da sie wieder-

holt vergeblich versucht hatte, den Investigator zu erreichen, so sah sie sich im Jahre 1850 genöthigt, nach China zu segeln, wo sie überwinterte. Im Jahre 1851 machte sie auf's Neue den Versuch, in's Eis des Polarmeeres vorzudringen, und diesmal mit Erfolg. Sie kam in die Prinz-Wales-Straße und fand auf Nelsonsspitze und Prinzeß-Royal-Insel *) die vom Investigator zurückgelassenen Nachrichten. Sie fror darauf in der Nähe des Prinz-Alberts-Landes ein. Die nächsten Jahre brachte sie auch noch im Eismeere zu, und kehrte endlich im Jahre 1855 durch die Behrings-straße über China, Ostindien und Afrika nach England glücklich zurück.

*) Anmerkung. Der Name dieser Insel erinnert an die gegenwärtig mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vermählte Prinzessin Victoria von England, welcher zu Ehren M. Clure jene Insel also nannte.

Drittes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick über die nördliche Polarwelt.

In dem Vorhergehenden habe ich meinen Lesern eine Reihe von Reise-, Natur- und Lebensbildern aus dem hohen Norden unsers Erdtheiles vorgeführt. Werfen wir nun zum Schluß noch einen Blick auf die Nord-Polargegend im Allgemeinen. Denken wir uns über den Nordpol der Erde erhoben, um das ganze Gebiet mit einem Blick überschauen zu können. Bis zu dem 80. Grade glänzt bei einem heitern Sonnenblick eine erstarrte Wassermasse von mehr als 70,000 Quadratmeilen, und daran schließt sich zumeist bis fast zum 70. Grad eine theils eisfreie, theils von Eisschollen und Eisbergen erfüllte Meeresfläche. Das ganze Meer mag wohl einen Raum von 200,000 Quadratmeilen umfassen. Der Blick über dieses einförmige Bild wird nur theilweise in der Ferne gehemmt durch die Küsten der Continente oder der in ihrer Nähe in dem Eismeere umhergestreuten Inseln. Zwischen Europa und Amerika erblickt das Auge eine riesige, 130 deutsche Meilen lange Straße mit ungeheuren Eisfeldern gepflastert, das grönländische Meer, in dem wie ein verlorner Posten nur die hohen Marmorfelsen von Spitzbergen eine Unterbrechung der einförmigen Oede

bilden. Dieser Straße gegenüber schauen wir die schmale Behringsstraße, wie ein überfrorener Bach Amerika mit Asien verbindend. Im Norden des amerikanischen Continents dagegen trifft unser Blick ein wahres Labyrinth von Inseln und Straßen. Wir haben dieselben zum größten Theile schon kennen gelernt; was uns noch unbekannt ist, zeigt die am Schlusse angehängte Karte.

Vervollständigen wir uns mit Hülfe derselben das Bild von dem vor uns ausgebreiteten Meere. Unmittelbar an die amerikanischen Küsten sehen wir im Nordosten eine Gruppe von Inseln sich anschließen, die zum Theil erst seit Kurzem als solche erkannt sind, und die auch in ihrem Charakter noch an das Festland erinnern. Niedrig, von Seen und Sümpfen bedeckt, nur hier und da von Sandsteinfelsen durchbrochen, die sich kaum zu einigen Hundert Fuß Höhe erheben, bilden diese Inseln ein nur durch schmale Kanäle getheiltes Ganze, das durch noch schmälere Meeresarme von dem Mutterlande getrennt ist. Cumberland im Osten ist durch die Hudsonsstraße von Labrador, durch den Foxkanal von der Melville-Halbinsel geschieden, Cockburnland wird durch die Fury- und Heklastraße von der Melville-Halbinsel durch den Boothia-Golf von Boothia-Felix, Nordsommerset durch die Prinz-Regent-Einfahrt von Cockburnland, und durch die Bellotstraße von Boothia-Felix getrennt. Die große als Prinz-Wales-Land, Victoria-Land, Wollaston-Land und Prinz-Alberts-Land unterschiedene Insel wird durch die Victoriastraße und den Peelsund von Nordsommerset und Boothia-Felix, durch die Dolphin- und Unionsstraße und die Dease-Straße von den Besitzungen der Hudsonsbai-Compagnie getrennt und zwischen dieser Insel und der westlichen dieser Gruppe, der früher als Banks-Land bekannten Baring-Insel, strömt die Fluth der Prinz-Wales-Straße.

Im Norden dieser Inselgruppe, liegt die jetzt unter dem Namen Parry-Insel zusammengefaßte Gruppe, welche den Nordrand der nordwestlichen Durchfahrt bildet, die durch die Mac-Clure- oder Banks-Straße, den Parrysund, die Barrowstraße, den Lancastersund in die Baffinsbai u. s. w. geht. Die westlichste der Parry-Inseln ist die Patrik-Insel, östlich davon liegt die Eglinton-Insel und dann folgt die Melville-Insel, darauf die zerschnittene Cornwallis-Insel, die durch den Wellington-Kanal von Nord-Devon, der östlichen Parry-Insel, getrennt wird.

Der Parry-Archipel reicht bis zum 77 ½ ° nördl. Breite, also noch nicht so weit als Spitzbergen, dessen äußerste Küste den 80. ° erreicht.

Dagegen hat neuerdings der Amerikaner Dr. Kane auf seinen Reisen in den Jahren 1853 — 55 im Norden des Jones-Sundes, der sich nach Westen hin in die Penny-Straße fortsetzt, ein neues Land entdeckt, dem er den Namen Grinnell-Land gegeben hat. Er hat dasselbe bis zum 82 ½ ° nördl. Breite erforscht, und ist somit dem Pole bis auf 7 ½ ° oder (7 ½ × 15) 112 Meilen nahe gekommen. Desgleichen hat dieser Forscher den Smithsund bis dahin verfolgt, wo er in ein nördliches, weites Polarmeer führt, und ihn somit als eine Straße kennen gelernt, die von der Baffinsbai in das nördliche Polarbecken führt.

Oestlich von der Baffinsbai breitet sich die Insel Grönland aus, die etwa so groß ist als Frankreich und Deutschland zusammengenommen. An der Nordküste dieses Eislandes hat Dr. Kane noch ein neues Land entdeckt, das nur durch einen mächtigen Eiswall mit Grönland zusammenhängt und vom Entdecker den Namen Washington-Land erhalten hat. Zwei schreckliche Winter brachte der kühne Mann in jenen hohen Breiten zu, den Schrecken der Polarwelt trotzend, wie kaum ein Polarreisender vor ihm.

Alle diese Inseln verkettet das Eis den größten Theil des Jahres fest unter einander und mit dem Festlande zu einem Ganzen, und Eisbrücken breiten alljährlich über die trennenden Meeresfluthen so sicher von Ufer zu Ufer ihre Arme aus, daß die Bewohner dieser Einöden jeden Winter von den äußersten Nordspitzen bis in die Hudsonsbai-Länder gelangen können.

In landschaftlicher Hinsicht bietet diese große nordische Inselwelt sehr verschiedene Eindrücke dar. Beginnen wir im Westen, so nehmen wir wahr, daß die Inseln daselbst dem amerikanischen Norden sehr ähnlich sind. Niedrige, sandige Ebenen dehnen sich hier aus, deren Boden bis auf wenige Zolle ewig vom Frost gefesselt ist, und diese wenigen Zolle weicher Erde ruft die Sommersonne auch nur auf kurze Zeit hervor, indem sie die oberste Erdschicht in unabsehbare Sumpf- und Wasserwüsten verwandelt, die uns an den Anblick erinnern, den die Erde einst am Morgen nach der Sündfluth gewährt haben mag. Wenden wir den Blick weiter nach Osten, so begegnen wir Landschaften, die ein wild zerrissenes, chaotisches Aussehen haben. Insbesondere zeichnet sich dadurch die Melville-Insel aus. Fürchterliche Schluchten und felsige Gründe zeigen sich, gewaltige Steinblöcke bedecken den Boden, und in steilen, oft amphitheatralisch über einander gethürmten Klippen stürzen die Küsten in's Meer. Der Sandstein erhebt sich zu Hügeln von mehreren hundert Fuß; daneben treten Kalkstein und Granit auf und bilden bereits Berge von 2000—3000 Fuß Höhe. Lassen wir den Blick noch weiter nach Osten, nach Grönland schweifen, so lernen wir das Land kennen, in welchem die Natur der nordamerikanischen Polarinselwelt den großartigsten Charakter annimmt. Hier tritt uns ein furchtbar zerrissenes, von ewigem Eise bedecktes Hochland entgegen, dessen Schneegipfel oft bis zu 5000 Fuß aufragen, und in dessen Thälern nie lebendige Wasserströme rauschen, sondern Eisströme dahinziehen, die als

Gletscher im festen Zustande die Gewässer des Innern sammeln und zu den tief eingeschnittenen Fjorden hinabführen, bis das Meer seine Beute losreißt und im Triumph den krystallenen Fels auf seinen Fluthen davon trägt.

Werfen wir unsern Blick über die Polarinselwelt hinaus, so haftet er an den Nordküsten der Continente. Hier zieht sich die Linie der amerikanischen Nordküste hin, großentheils eben, bald mit niedrigem, bald mit hohem und steilem Abfall der Küste. Eine wüste, niedrige Strecke ist der „öde Grund“ im Westen, wo öde Felsplatten nur von Flechten bekleidet werden, und wo zwergartige Gesträuche an den Ufern der Flüsse und Seen, welche die Schluchten und Vertiefungen dieser Einöden ausfüllen, die stolzesten Erzeugnisse des Gewächsreiches sind. Hier und da berührt wohl noch ein Wald die Grenzen des Polarkreises, wie die Pechtannenwälder an der Mündung des Mackenzie und die Weißtannenwälder am Kupferminenstrom.

Einen fast noch traurigern Eindruck macht die Nordküste Asiens mit ihren sibirischen Tundren und Moossteppen, mit welchen es sich in flache, öde, mit den Fluthen des Eismeeres fast verschwimmende Wüsten verliert.

Nur Europa mit seinem Skandinavien behauptet noch einen Theil seiner Urkraft in den zerklüfteten, klippenreichen Felsgestaden und Inseln, gegen welche trotzig das Eismeer braust. Zu einer Höhe von 1000 Fuß erhebt sich der Felsen des Nordkaps. Wie eine einsame Warte steht der weit in's Meer hinausragende Fels in schauerlicher Einsamkeit und kämpft gegen die rasenden Winterstürme, so wie gegen andringende Eisschollen seit Jahrtausenden den erbitterten Kampf um Tod und Leben. Gewaltige Steinblöcke lagern an seinem Fuße wie erschlagene Kriegerleichen, und furchtbare Schluchten und Klüfte sind zu Breschen geworden, in welche der ergrimmte Gegner eindringt, dessen Wellen in vergeblichem Sturm auf die Zinnen der Wartburg zu steigen versuchen. So sehr aber auch Sturm und Schnee Monate lang um diesen Felsenriesen toben, so daß hie und



Kutsner

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

da nur noch einige Moose und Flechten als Merkzeichen des organischen Lebens gedeihen, so klettern doch krautartige Weiden noch bis zur halben Höhe des Kaps hinauf; und am Fuße desselben blühen im Sommer Vergißmeinnicht, Ranunkeln, Bergveilchen, Lichtnelken und Steinbreche.

Das allein weist schon darauf hin, daß Europa den mildesten Theil des nördlichen Eismeers berührt. Amerika bildet dazu den Gegensatz; dort ist daher auch die wahre Polarwelt zu suchen. Unter derselben Breite, unter welcher Boothia Felix im ewigen Eise starrt, gestattet das westliche Norwegen noch eine Bodenkultur, und unter derselben Breite, unter welcher in Grönland keine Kartoffel, kein Halm mehr gedeiht, reift bei Drontheim in Norwegen noch die Kirsche, prangen bei Christiania noch Aepfel und Aprikosenbäume, und während Eisberge alljährlich die Ostküsten Amerika's bis zur Breite von Lissabon heimsuchen, durchfurchen Hunderte von Schiffen mitten in der Polarnacht ein eisfreies Meer im Norden Europa's, das sich im Sommer bis über die Grenzen Spitzbergens erstreckt.

Die Ursache dieser auffallenden klimatischen Erscheinung liegt vornehmlich in dem Golfstrome, in welchen der atlantische Ozean seine unter den Tropen erwärmten Gewässer von dem mexikanischen Meerbusen aus nach Norden sendet. Mit einer Temperatur von 22° R. zieht sich dieser warme Strom, der wie ein Fluß zwischen flüssigen Ufern sich hinzieht, bis zum 40.° nördl. Breite hinauf, wo er seine Ufer überströmt und sich nun viele Tausende von Quadratmeilen weit über die kalten Gewässer ausbreitet und den Ozean ringsum mit einem warmen Mantel bedeckt, der die Strenge des Winters mildert. So langt er bei den britischen Inseln an, wo er sich theilt; einen Arm sendet er in den Busen von Biskaya, den andern weit hinauf in das Polarbecken bei Spitzbergen. Eine milde und feuchte Atmosphäre begleitet ihn, und jeder Westwind, der ihn kreuzt, entführt ihm ein Theilchen seiner Wärme, um die Winterstürme in Norwegen und

Schweden zu mildern, um Island zur Smaragdinsel des Meeres zu machen und Englands Küste in ein immergrünes Gewand zu kleiden, während auf der Westseite des Ozeans unter derselben Breite die Küsten Labradors in Eisbanden gefesselt liegen.

Wenn ich oben aussprach, daß vom Pole aus gesehen eine ununterbrochene Eismasse bis zum 80. Grade nördlicher Breite lagere, so ist dies vielleicht nicht ganz richtig. Warum? — Darüber will ich meinen Lesern zum Schluß noch einige interessante Mittheilungen machen. So seltsam es auch klingen mag, so ist neuerdings doch von vielen Seiten die Meinung ausgesprochen worden, daß es um den Pol herum wahrscheinlich ein offenes Meeresbecken gebe. Seltsam und wunderbar muß uns diese Ansicht erscheinen, weil es nach unsrer Meinung je weiter nach Norden auch um so kälter sein muß, und daher um den Pol herum nichts anderes als Schnee und Eis existiren kann.

Trotzdem hat man doch für jene Behauptung so gewichtige Gründe, daß man sich kaum von dieser Anschauung der Sache lossagen kann. Da meine jungen Leser gewiß auch begierig sein werden, diese zu hören, so will ich ihnen die hauptsächlichsten davon in Kürze mittheilen.

Zunächst ist zu erwähnen, daß von mehreren arktischen Reisenden in hohen Breiten ein offenes Meer wirklich angetroffen worden ist. So fanden Penny und Belcher im Jahre 1851 nördlich vom Wellington-Kanal unter 77½° nördl. Breite Inseln und ein völlig eisfreies Meer. Dr. Kane hat desgleichen vom Smithsunde aus, auf dem er vom 78½.° an mit Schlitten nach Norden fuhr, plötzlich unter 82° weit hinaus ein offenes Meer gesehen. Während die Gegend vom 70.—80.° fest zu Eis erstarrt war, lag nördlich vom 80.° ein eisfreies Meer. Eine ähnliche Entdeckung hatte schon Parry im Jahr 1827 gemacht, wo er mit Bootsschlitten von Spitzbergen aus den Pol zu erreichen suchte, aber zu seinem größten

Erstaunen plötzlich durch ein offenes Meer sich aufgehalten sah. Ferner haben auch zwei andere Reisende, Wrangel und Anjou, von der Nordküste Asiens aus bei 80° nördl. Breite Wasser gefunden. Die Russen nennen das im höchsten Norden vermuthete Meer „Polynje.“ Nach den angegebenen Grenzpunkten zu schließen, giebt es also um den Pol herum ein offenes Meer von einem Durchmesser von 300 geographischen Meilen. Wenn wir bedenken, daß Dr. Kane, als er unter 82° nördl. Breite an freiem Wasser stand, während eines 32 Stunden anhaltenden Nordwindes weder Treibeis noch Eisschollen zu sehen bekam, so stimmt das merkwürdig genug zu jener Vorstellung von einem eisfreien Polarbecken. Nicht minder bestätigend ist der Umstand, daß man das Wasser unter jener hohen Breite 4 bis 6 Grad warm gefunden hat. Uebereinstimmend mit dieser Temperatur fand man in jenen Breiten Gras und eine große Anzahl von pflanzenfressenden Thieren und unbekannten Vögeln; dieselben waren ohne alle Furcht. Bisamochsen, Rennthiere, Hasen, Lemminge, Wasservögel u. s. w. leben in viel größerer Menge im Norden der Melville-Insel, an den Küsten des nördlichen Theils des Wellington-Kanals und in Nordgrönland, als weiter südlich von diesen Strichen. Nach genauen darüber angestellten Untersuchungen steht überhaupt fest, daß der Reichthum an Pflanzen und Thieren etwa bis zum 75.° abnimmt und von da an wieder zunimmt. Dazu kommt noch, daß die Thiere im höchsten Norden im Winter nicht nach Süden wandernd gefunden worden sind. Dadurch wird offenbar bewiesen, daß die Kälte gegen den Pol nicht stätig zunimmt. Durch genauere Forschungen ist auch bereits erwiesen, daß der Punkt der größten Kälte keineswegs mit dem mathematischen Pole der Erde zusammentrifft, sondern vielmehr innerhalb der Polarzone liegt. Wenn wir hören, daß die Nordwinde von 70—75° nördl. Breite nicht vorzugsweise kalt, die Südwinde nicht vorzugsweise warm sind, so ist dies ein weiteres Zeugniß

für die höhere Wärme des höchsten Nordens, und wird dadurch der Glaube an ein offenes Polarmeer nicht wenig bestärkt. Doch noch eines direkten Zeugnisses sei hier erwähnt. In der Nähe der Behringsstraße werden bisweilen Wallfische gefangen, in denen man Harpunen stecken findet, welche den Stempel von Schiffen tragen, von denen man weiß, daß sie an den Ostküsten des amerikanischen Continents gekreuzt haben. Man könnte nun freilich schließen, daß diese Wallfische auf dem Wege um das Kap Horn oder das Kap der guten Hoffnung von einer Seite Amerika's zur andern gelangt seien. Aber wenn auch nicht das oft neue Datum der Harpune eine so weite Reise als unmöglich erscheinen ließe, so haben alle neueren Forschungen zu der Ueberzeugung geführt, daß die tropischen Gegenden des Ozeans für den arktischen Wallfisch ein Feuermeer sind, in das er nie eintaucht, durch welches er nie hindurch kann. Da nun aber andererseits Wallfische auch nicht auf so große Strecken, wie sie die Eiskanäle zwischen den Parry-Inseln zeigen, unter dem Eise fortziehen können, so liefert jene Erscheinung den unumstößlichen Beweis, daß wenigstens zu gewissen Zeiten eine Wasserverbindung durch das Polarmeer von der einen Seite Amerika's zur andern offen steht. — So führen denn in der That viele unleugbare Thatsachen zu der Annahme, daß um den Nordpol ein meist oder stets eisfreies Meeresbecken sich ausbreitet.

Aber, werden meine verständigen Leser fragen, wenn es wirklich ein offenes Polarmeer geben sollte, wie ließe sich diese seltsame Erscheinung dann wohl erklären? Auch diese Frage der Wißbegierde will ich beantworten; ich will darthun, daß das Vorhandensein eines solchen Meeres durchaus nicht in das Reich der Unmöglichkeit gehört, sondern bei den bestehenden Naturgesetzen recht wohl in Wahrheit vorhanden sein kann. Es ist bekannt, daß die Luft keine Störung ihres Gleichgewichts verträgt, sondern das gestörte Gleichgewicht sofort wieder herzustellen strebt. Da die Sonne

in den Tropen unendlich mehr Wärme erzeugt, als um die Pole, so wird dort die Luft auch weit mehr verdünnt als hier, und dies hat ein Zuströmen von Polarluft nach dem Aequator hin zur Folge. Diese zuströmende Polarluft nöthigt die warme und leichte Tropenluft, in die Höhe zu steigen und in höheren Regionen nach den Polen hin abzufließen. Es strömt also überall vom Aequator her warme Luft nach dem Nordpol hin. Am Pole selbst müssen aber alle Aequatorial-Luftströme zusammenstoßen. Was muß die Folge davon sein? Doch jedenfalls eine größere Wärme. Diese Wärme muß sich aber auch dem Meere und den Grenzen des Polarbassins mittheilen. Ist dem so, so ist das Freisein jenes Meeres von Eis und der Reichthum an Vegetation und Thieren auf diesen eine ganz natürliche Erscheinung. Gegen wärmere Luft im hohen Norden scheinen zwar die kälteren Nordwinde zu sprechen. Wenn wir aber bedenken, daß die Polarströmungen, welche sich nach den Tropen hin begeben, zuvor über die Eisflächen der Polar-Eisregion (von 77—67° nördl. Breite) hinstreichen müssen, wodurch sie vollständig abgekühlt werden und dann in die niedrigen Breiten als kalte Luftströmungen gelangen, so schwindet auch dieser Einwurf.

Das ist aber erst ein Grund für die Möglichkeit eines offenen Polarbeckens. Weiter ist zu erwähnen, daß fortwährend Meerwasser aus dem Eismeere durch die Behrings- und Davisstraße, durch das Spitzbergen- und das karische Meer nach Süden abfließt. Namentlich dringt aus der Baffinsbai unaufhörlich ein mächtiger Strom kalten Polarwassers, von gewaltigen Eisfeldern und Eisbergen beladen, hervor. Dieser mächtige Strom war es, der im Sommer 1849 das Schiff des Kapitän James Roß ergriff und unaufhaltsam inmitten einer mächtigen Eisflarde aus der Barrowstraße durch den Lancastersund in die Baffinsbai fortriß und zur Heimkehr zwang. Dieser Strom war es, auf dessen Rücken eines der von Belcher im Jahre 1854 im Melvillesunde zurückgelassenen Schiffe sich auf

und davon machte, und ohne Matrosen, ohne Steuermann, ja ohne den kleinsten Schiffsjungen an Bord mitten durch die Eisberge, an Klippen und Brandungen vorüber, wohlbehalten bis zum Ausgange der Davis-straße steuerte.

Da das Eismeer durch diesen Abfluß nichts an Wassermasse verliert, so muß ihm nothwendiger Weise von irgendwoher Wasser zugeführt werden. Woher bekommt nun der hohe Norden Ersatz für das nach Süden abfließende Wasser? Das ist eine von selbst sich aufdringende Frage. Zu ihrer Beantwortung denken wir zunächst daran, daß das Wasser wahrscheinlich ebenso von den Tropen nach den Polen eilt, wie die Luft es macht. Und damit haben wir in der That das Rechte getroffen. Es ist erwiesen, daß der Aequatorialstrom theils oberwärts wie der Golfstrom, theils unterwärts seine Wasser nach Norden sendet. Wenn in der Davis-Straße ungeheure Eisberge, deren Gipfel hoch in die Lüfte ragen, und deren Fuß also auch weit in die Tiefen des Ozeans taucht, mit furchtbarer Gewalt mitten durch das Oberflächen-Eis und gegen die Oberflächen-Ströme, welche die Schiffe nach Süden führen, nach Norden treibend gesehen worden sind, so ist damit das Vorhandensein unterseeischer Aequatorialströme außer Zweifel gesetzt. Die warmen vom Aequator nach Norden fließenden Wasserströme müssen aber doch irgendwo in den arktischen Meeren aufhören nach Norden zu fließen und als obere südlich zu strömen beginnen. Wo das geschieht, da muß es offenbar eine höhere Wärme geben, und diese könnte im Verein mit der durch die Aequatorial-Luftströmungen nach dem Pole geführten Wärme wohl im Stande sein, einen großen Theil des nördlichen Eismeeres um den Pol herum stets oder doch meist eisfrei und offen zu erhalten.

Eine beträchtliche Menge an Wasser kann der hohe Norden aber auch durch die Wasserdunstmassen erhalten, welche durch die Aequatorial-

Luftströmungen nach Norden geführt werden. Diese müssen doch irgendwo in der Polarzone zu Wasser verdichtet werden. Daß dem so sei, dafür sprechen insbesondere auch die Beobachtungen, die man in Bezug auf den Salzgehalt des Meeres gemacht hat. Kommen im Wellington-Kanal auf 1000 Theile Seewasser 33 Theile Salz, so in Norderney 34, im Kanal (la Manche) 38, bei Gibraltar 41, bei den Azoren 44 und in Westindien 46. Der Salzgehalt des Meerwassers ist also im Norden weit geringer als im Süden. Der Grund davon kann zum Theil an jenen atmosphärischen Niederschlägen im hohen Norden liegen, hervorgerufen durch die von den Tropen dorthin gelangten Dunstmassen, die salzfreies Wasser geben.

Ist das Zusammenströmen großer Dunstmassen am Pole eine Wahrheit, dann würden sich auch die bekannten herrlichen Phänomene der Nordlichter auf eine ganz natürliche Weise erklären lassen. Wir würden in denselben nichts Anderes als die Widerscheine der heftigen arktischen Gewitter erblicken, indem ja die Gewitter bekanntlich immer mit Niederschlag von Dunstmassen in Verbindung stehen.

Um meinen Lesern eine möglichst klare Vorstellung von dieser oft genannten aber noch immer nicht genügend erklärten prachtvollen Himmels-Erscheinung zu geben, will ich die Beschreibung derselben von einem Augenzeugen mittheilen. Ein eigenthümliches, schmutziges Aussehen des nördlichen Himmels in der Nähe des Horizonts verkündet dem aufmerksamen und geübten Beobachter meistens schon im Voraus das Erscheinen eines Nordlichts. Bald wird die Farbe dunkler und es zeigt sich ein Kreis-Segment (Kreisabschnitt) von geringerer oder größerer Ausdehnung mit einem lichten Saume eingefaßt. Dieses Segment hat vollkommen das Aussehen einer dunklen Wolkenbank, und man ist daher nicht wenig erstaunt, nicht nur mit Hülfe des Fernrohrs die Sterne ungeschwächt durchscheinen zu sehen, sondern hellere sogar mit bloßem Auge darin zu erkennen.

Man wird nun versucht, die ganze Erscheinung aus dem Kontrast mit dem hellen Saume zu erklären. Aber nicht nur die Unwahrscheinlichkeit dieser Annahme bei der häufig sehr großen Ausdehnung des Segments und der Schwäche des Lichtscheins, sowie das frühere, ehe noch das Ganze sich gebildet hatte, bemerkte dunklere Aussehen dieser Gegend des Himmels, sondern auch der Umstand, daß, wenn ein Nordlicht sich bei heller Dämmerung zeigt, diese innerhalb des Lichtsaumes bedeutend braunröthlicher erscheint, als außerhalb, und allmälig in die dunkle Basis übergeht, sowie der Umstand, daß, wenn über dem Lichtsaum noch ein Lichtbogen entsteht, dann das Aussehen der Gegend zwischen diesen beiden Helligkeiten sich durchaus nicht von dem des übrigen Himmels unterscheidet — dieses Alles zeugt für die Wirklichkeit der Erscheinung und nöthigt uns, das Dasein einer wirklichen Materie anzunehmen. An dieses Segment oder die Basis schließt sich der Lichtsaum überall an. Er ist von einer glänzend weißen, etwas in's Bläuliche fallenden Farbe, jedoch so lange noch Dämmerung vorhanden, wahrscheinlich durch die Verschmelzung der Farben, mehr gelblich, und bei sehr heller Dämmerung zuweilen in's Grüne spielend. Seine Breite ist verschieden, von einer, 4, 6 und mehreren Vollmondsbreiten, der untere Rand ist meistens ziemlich scharf begrenzt, der obere nur dann, wenn die Breite gering ist; mit dem Zunehmen derselben wird er immer verwaschener, bis bei sehr großen Breiten durchaus keine Begrenzung mehr zu erkennen ist, sondern der Schein allmälig in das Licht des Himmels verfließt. Dann ist die Helligkeit, die er verbreitet, auch sehr stark, und während ein geringerer seine Wirkung hauptsächlich nur auf den nördlichen Horizont äußert, verbreiten die stärkern ein Licht über die ganze Gegend, dem gleich, das der Vollmond bis eine halbe Stunde nach seinem Aufgang zu Wege bringt. Eben so verschieden als die Breite ist auch die Ausdehnung und Figur des Saumes. Die Figur ist mehr oder weniger regel-

mäßig, desto mehr, je schmäler und deutlicher der Saum begrenzt ist, immer aber kreisförmig, zuweilen auch deutlich elliptisch, und in einem der letzten Fälle lag der Mittelpunkt über dem Horizont, während er sonst tief unter demselben liegt. Mit den Enden berührt er zuweilen den Horizont, aber bei weitem häufiger ruhen sie beide oder wenigstens das eine auf unregelmäßigen Dunstmassen, die mit der Basis zusammenfließen. Die Mitte der Basis und des Saumes, in welcher diese zugleich ihre größte Höhe über dem Horizont erreichen, liegt nicht bei allen Erscheinungen in derselben Himmelsgegend, sondern schwankt um den Nord- und Westpunkt herum.

So ist der Anfang jedes Nordlichts, und häufig bleibt das Aussehen ungefähr dasselbe während mehrerer Stunden, ohne daß neue Erscheinungen sich zeigten. Indessen herrscht keineswegs vollkommene Ruhe darin. Im Gegentheil ist die ganze Figur in fortwährender Bewegung; sie erhebt und senkt sich, zieht sich nach Osten oder Westen, zwar nicht heftig, aber doch so, daß man nach Verlauf einiger Zeit den Unterschied deutlich merken kann. Plötzlicher und merklicher sind die Aenderungen der Gestalt, indem bald an der einen, bald an der andern Stelle Basis und Lichtsaum aus der regelmäßigen Form ausweichen, bald das Licht einen Eingriff in die Basis macht, und dann diese breitere und hellere Lichtmasse sich fortbewegt. Am heftigsten aber werden sie, wenn das Nordlicht sich weiter ausbildet und Strahlen zu schießen anfängt. Dann sieht man den Lichtsaum an einer Stelle bedeutend heller werden, in die Basis hineingreifen, und es scheint ein heller Schein von der Farbe des Lichtsaums in die Höhe, ungefähr halb so breit als der Vollmond, selten breiter, in der Mitte heller, nach beiden Seiten schwächer, aber deutlich am Himmelsraume sich abscheidend. Mit Blitzesschnelle schießt er auf, oft bis an den hellen Himmel, zuweilen noch höher; oben züngelnd und in mehrere schwache Strahlen zerspalten, nimmt er die Figur eines Strahlenbüschels an. Meistens

erhebt er sich senkrecht, bald verkürzend, behält er doch im Ganzen, oft während mehrerer Minuten, seine Gestalt bei, aber selten bleibt er auf derselben Stelle, sondern bewegt sich langsam nach Osten oder Westen, zuweilen wie vom Wind bewegt, sich krümmend. Allmälig wird er blässer und verschwindet endlich, um andern Strahlen Platz zu machen, die dasselbe Spiel von vorne anfangen.

Wenn nun nicht ein, sondern fünf bis sechs Strahlenbüschel an verschiedenen Stellen aufsteigen, wenn endlich gar aus der ganzen Länge des Saumes dicht aneinander Strahlen sich erheben, sich entweder alle nach einer Seite bewegen oder in verschiedenen Richtungen von- und gegeneinander ziehen, wenn diese sich zum Zenith erheben und nun so sich drängen, daß man ihre Anfänge nicht mehr unterscheiden kann, wenn das Verschwinden und Wiedererscheinen so heftig vor sich geht, daß der ganze nördliche Himmel wie von zuckenden Flammen erfüllt ist, die von dem Bläulichweißen durch alle Abstufungen der Farben bis in's Purpurrothe spielen, wenn diese gar durch das Zenith bis an den hellen südlichen Himmel ziehen: — dann gewährt das Nordlicht einen Anblick, den die Phantasie wohl sich malen, aber die Sprache nicht beschreiben kann. Staunend sieht der Beobachter dem herrlichen Schauspiel zu, das in wenig verschiedenen Formen sich erneuert. Nur eine Stelle des Himmels in der Nähe des Zeniths und in der Richtung, nach welcher die freistehende Magnetnadel zeigt, theilt nicht die allgemeine Beweglichkeit und Veränderlichkeit. Im matten Licht glänzt sie ruhig fort, gleichsam der Pol der ganzen Erscheinung, und darum die Krone genannt. An ihrer Beharrlichkeit scheitert die Wuth der Strahlen, wie diese auch von allen Seiten auf sie einstürzen; sie vermögen sie nicht zu durchbrechen. Sie allein gewährt dem Beobachter einen festen Anhalt; wo er sonst sein Auge hinwendet, immer Neues und Neues gewahrt er und kaum kann er die Herrlichkeit fassen. Erst wenn

nach oft mehrstündiger Dauer allmälig wieder Ruhe eintritt, wenn die Farben nach und nach verschwinden, die einzelnen Strahlen sich wieder unterscheiden und verfolgen lassen, immer kürzer werden und endlich ganz aufhören, — erst dann kommt er von seinem Entzücken zurück und erhält wieder Fassung, zu prüfen, was er sieht. Die Kraft des Flammenmeeres ist verschwunden, und nur blasses Lichtgewölke, einem Rauche ähnlich, erinnert noch daran; in langsamer Bewegung schwebt er auf und ab, hin und wieder, erhebt sich endlich immer mehr, wird immer schwächer, bis er einem unscheinbaren weißen Dunste gleicht, und zuletzt steht nur die Basis und der Lichtsaum noch da, anfangs noch in unregelmäßiger Form und chaotisch durcheinander gemengt, allmälig wieder regelmäßig sich gestaltend. Nach kurzer Dauer bilden sich wieder neue Strahlen, aber die Kraft ist gebrochen, der Stoff verbraucht; nur hin und wieder erscheinen sie, nicht vermögend, sich über einige Grade zu erheben, verschwinden bald, um zuweilen wieder neuen Platz zu machen, bis endlich Basis und Lichtsaum immer schwächer werden, und endlich auch diese von der Bläue des Himmels nicht mehr zu unterscheiden sind."

Dieses herrliche Phänomen hat man bis jetzt, wie bemerkt, vergeblich zu erklären sich bemüht. Zwar glauben es einige nordische Völker ganz genau zu wissen, woher das Nordlicht kommt, doch muß man ihre Meinung erst gehorcht haben, ehe man auf sie schwört. Die Finnländer behaupten alles Ernstes, daß der Nordschein von den unermeßlichen Haufen von Heeringen in dem Polarmeer herkomme, die, sobald sie von einem großen Herrn des Meeres verfolgt werden, plötzlich links oder rechts schwenken und abmarschiren. Diese Schwenkung der Heeringe und die Bewegung des Wassers soll ein großes (phosphorisches) Licht hervorrufen, das vom Himmel als Nordlicht zurückgeworfen wird. Die Herren Lappländer wissen es noch besser. Sie sagen von den Luftfunken des Meteors,

daß es die Geister ihrer abgeschiedenen Verwandten seien, die sich am arktischen Himmel ein Tanzvergnügen machen. Ja sie erkennen in diesem und jenem Flämmchen ganz genau den Vater oder Mutter wieder. Mitunter sehen sie jedoch auch den Teufel sammt der Sippschaft seiner bösen Geister in den feurigen Gestalten. — Die Weisheit der amerikanischen Rothhäute hält sich auch auf dieser Höhe; diese erblicken in den Lichtwellen die Geister ihrer verstorbenen Freunde; und wenn das Nordlicht ganz besonders glänzend ist, Farbe und Gestalt besonders lebhaft wechseln, so rufen sie entzückt aus: „Schaut, wie unsere abgeschiedenen Freunde jetzt lustig sind!"

Haben diese Völker die Frage nach der Ursache des Nordlichts durch Phantasie und Gefühl entschieden, so hat der gebildete Mensch der gemäßigten Zone sie durch Vernunft, Beobachtung und Versuche zu lösen gesucht. Da man beobachtet hat, daß bei Erscheinung eines Nordlichts die Magnetnadel unruhig wird, so hat man zunächst geschlossen, daß das Nordlicht eine magnetische Erscheinung sei. Da ferner seine Strahlen nach dem magnetischen Pole der Erde als ihrem Mittelpunkte hin gerichtet sind, so hält man es ferner für eine Wirkung des Erdmagnetismus. Da es aber endlich auch große Aehnlichkeit mit dem elektrischen Nordlicht hat, das man im luftleeren Raume künstlich darstellt, so schreibt man ihm auch eine elektrische Natur zu, und glaubt, daß es nur in den entferntesten Schichten der Atmosphäre entstehe, wo die Luft sehr dünn ist. Insbesondere nimmt man an, daß der magnetische Nordpol der Erde, wie der Pol jedes Magnets, von elektrischen Strömen umkreist werde, daß die Elektricität emporströme und in der verdünnten Luft der höheren Regionen das Nordlicht hervorrufe, dieses also mit einem Worte eine magnet-elektrische Erscheinung sei.

Das ist, obwohl es weder finnisch, noch lappländisch, noch indianisch klingt, Alles wohl recht gut möglich. Aber eben so viel Wahrscheinlichkeit

hat auch die Ansicht für sich, daß das Nordlicht ein Wiederschein arktischer Gewitter sei.

Wie dem aber auch sein möge, wir unsererseits wollen uns auch dieses herrlichen Schöpfungswunders freuen, und mit Preis zu dem aufblicken, der es in's Dasein ruft. Und was das offene Polarbecken betrifft, so wollen wir das Vorhandensein desselben noch so lange eben nur als eine Muthmaßung hinnehmen, bis man durch Schlitten-Expeditionen, die sich am besten von Rußland aus unternehmen ließen, die Sache vollständig in's Licht gesetzt haben wird. Ob wir es erleben werden? Wer kann's wissen? —

Druck von Carl Flemming in Glogau.

Im Verlage von **Carl Flemming** in **Glogau** ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des Knaben Lust und Lehre.

Zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben im Alter von 10 — 16 Jahren.

Herausgegeben von Dr. Hermann Masius.

Erschienen sind drei Bände, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganzes bildet und apart zu haben ist.

Jeder Band enthält 36 Bogen Text und 24 meist colorirte Bilder.

Preis: in eleg. Umschlag geb. 2 Thlr. 7 ½ Sgr.; in engl. Leinwand mit reicher Vergoldung 2 Thlr. 15 Sgr.

Der 4te Band ist unter folgendem Titel erschienen:

Der Jugend Lust und Lehre.

Album für die reifere Jugend

herausgegeben von Dr. **Hermann Masius.**

36 Bogen Text und 24 Illustrationen. Preis: carton. 2 Thlr. 7 ½ Sgr.
In engl. Leinwand gebunden mit reicher Vergoldung 2 Thlr. 15 Sgr.

Das Bedürfniß der Jugendlectüre ist in den letzten Decennien von Jahr zu Jahr gewachsen und in so reichem Maße befriedigt worden, daß das Verzeichniß der Jugend- und Kinderschriften aus den letzten zehn Jahren allein einen mäßigen Band füllen würde. Nach dem Urtheil von Sachkennern ist aber nur ein kleiner Theil dieser literarischen Produkte zu empfehlen und die meisten mehr geeignet, Schaden als Gewinn zu bringen, ja man hat die vorherrschende Richtung der gegenwärtigen Jugend-Literatur als eine werth- und geschmacklose bezeichnet, welche um so verderblicher zu werden drohe, als sie, wie schlechte Romane, nur aufregend, nicht bildend und befriedigend auf die Jugend wirke. Dieß veranlaßte eine Anzahl von Pädagogen und Jugendschriftstellern sich zu vereinigen, in einer Jugendschrift einen bessern Weg anzubahnen, soweit es in ihren Kräften stehe, der allgemeinen Verflachung und Uebersättigung der Jugend entgegen zu wirken und die jungen Leser durch eine gesunde und gedeihliche Geistesnahrung für einen gediegenen Inhalt und eine sorgfältige Form wieder zu gewinnen.

Zu Lande und zu Wasser.

Erzählungen aus dem Seeleben von Heinrich Smidt.

Erster Band: 24 Bogen Text mit 8 colorirten Bildern in Buntdruck, gebunden 1 Thlr. 22 ½ Sgr.

Zweiter Band; mit 6 Illustrationen in Farbendruck, gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

Töchter-Album.

Unterhaltungen im häuslichen Kreise
zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend.

Mit Lithographien nach Original-Zeichnungen von Professor H. Bürkner und Julius Scholtz und Illustrationen zu den naturhistorischen Artikeln von Hermann Wagner.

Herausgegeben von Thekla v. Gumpert.

1—3ter Band mit schwarzen Bildern, gebunden à 2 Thlr.
dito elegant in Callico gebunden à 2 Thlr. 15 Sgr.
4—6ter Band mit colorirten Bildern, gebunden à 2 Thlr. 7½ Sgr.
dito elegant in Callico gebunden à 2 Thlr. 15 Sgr.

Die Herzblättchen.

Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für kleine Kinder.

Herausgegeben von Thekla v. Gumpert.

Erstes Bändchen: elegant gebunden mit 7 schwarzen Bildern 18 Sgr.
dito mit 7 colorirten Bildern 22½ Sgr.
Zweites Bändchen: elegant gebunden mit 7 colorirten Bildern 22½ Sgr.

Herzblättchens Zeitvertreib.

Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen
zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe.

Mit vielen bunten und schwarzen Illustrationen von H. Bürkner, K. Fröhlich und H. Wagner.

Im Verein mit mehreren Kinderfreunden herausgegeben von
Thekla v. Gumpert.

Erschienen sind 5 Bände. Jeder Band ist einzeln elegant gebunden für 1 Thlr. 22½ Sgr zu haben.

Die Geschwister.

Erzählung von Marie Förster.

Mit 4 colorirten Bildern. Elegant gebunden 22½ Sgr.

Ein Jahr.

Tagebuch für die reifere weibliche Jugend
von **Thekla von Gumpert.**

Mit 5 Holzschnitten. Elegant in rothen Callico gebunden mit reicher Vergoldung 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Werkchen ist auf feines Schreibpapier gedruckt und enthält für jeden Tag des Jahres einen schönen Denkspruch und den entsprechenden Raum für jeden Tag, um die eigenen Gedanken niederzuschreiben.

Hanna und Louison.

Erzählungen von **Rosalie Koch** und **Marie Hutberg.**
Mit 8 colorirten Bildern. Gebunden 25 Sgr.

Winterabende.

Erzählungen für Jung und Alt.
Von **Carl Stöber.**
Mit 6 Illustrationen gebunden 25 Sgr.

Aus der Jugendzeit.

Drei Erzählungen für Kinder im Alter von 8 — 12 Jahren.
Herausgegeben von **Rosalie Koch** und **Marie Hutberg.**
Mit 6 schwarzen Bildern. Elegant gebunden 1 Thlr.
Mit colorirten Bildern 1 Thlr. 6 Sgr.

Maria und Elsbeth.

Eine Erzählung für Mädchen von 8—14 Jahren
von **Mathilde Bodenstedt.**
Mit 4 Bildern. Gebunden 15 Sgr.

Das Buch der Natur.

Naturhistorische Lebensbilder für Jung und Alt
von **Hermann Wagner.**
Mit vierzehn schönen Abbildungen vom Maler E. Hasse gezeichnet und vom Professor H. Bürkner in Holz geschnitten.
Zwei Bände.
Erster Band: Elegant gebunden 1 Thlr.
Zweiter Band: Gebunden 27 Sgr., brochirt 25 Sgr.

Spiegelbilder

aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes.

Erster Band: Chlodwig.

Nach Hendrik Conscience für die Jugend bearbeitet
von **Franz Kühn.**
Mit 3 Illustrationen. Preis gebunden 10 Sgr.

Zweiter Band:

Der Burggraf von Nürnberg.

Für die Jugend bearbeitet
von **Franz Kühn.**
Mit 3 Illustrationen. Preis gebunden 10 Sgr.

Dritter Band: Leuthen.

Für die Jugend bearbeitet
von **Franz Kühn.**
Mit 3 Illustrationen. Preis gebunden 10 Sgr.

Robinson's Kolonie.

(Fortsetzung von Campe's Robinson.)
Ein unterhaltendes Lesebuch für Kinder von C. Hildebrandt.
Fünfte vollständig umgearbeitete Auflage.
Mit 6 Bildern. Gebunden 22½ Sgr.

Die Nachbarskinder.

Erzählungen von Henriette Stieff.

Mit 8 colorirten Bildern. Elegant gebunden 1 Thlr. 6 Sgr.

Waldblumen.

Erzählungen von Karl Stöber.

Mit 6 Illustrationen von Rudolf Geißler. Gebunden 27 Sgr.

Feldblumen.

Erzählungen für die reifere Jugend
von Marie Mindermann.

Erstes Bändchen:

Eine Tante.

Mit 3 Illustrationen. Preis gebunden 10 Sgr.

Zweites Bändchen:

Der Achatschleifer und Oswald.

Zwei Erzählungen. Mit 4 Illustrationen. Gebunden 10 Sgr.

Drittes Bändchen:

Der Dreifaltigkeitsring und Ein Neujahrstag.

Zwei Erzählungen. Mit 4 Illustrationen. Gebunden 10 Sgr.

Viertes Bändchen:

Die Blinde.

Mit 4 Illustrationen. Gebunden 10 Sgr.

Fünftes Bändchen:

Rahel.

Mit 4 Illustrationen. Gebunden 10 Sgr.

Undank ist der Welt Lohn.

Erzählung von Julie Ruhkopf.

Mit 3 Illustrationen. Gebunden 10 Sgr.

Drei Erzählungen für die Jugend
von Rosalie Koch:
Die Pflegetochter, Onkel Julius und Drei Legend
Mit 6 colorirten Bildern. Elegant gebunden 22½ Sgr.

Der Wachtelkorb.
Erzählung von O. Glaubrecht.
Mit 4 Illustrationen. Gebunden 22½ Sgr.

Ein Dachstübchen.
Erzählung von Julie Ruhkopf.
Mit 6 Illustrationen. Elegant gebunden 25 Sgr.

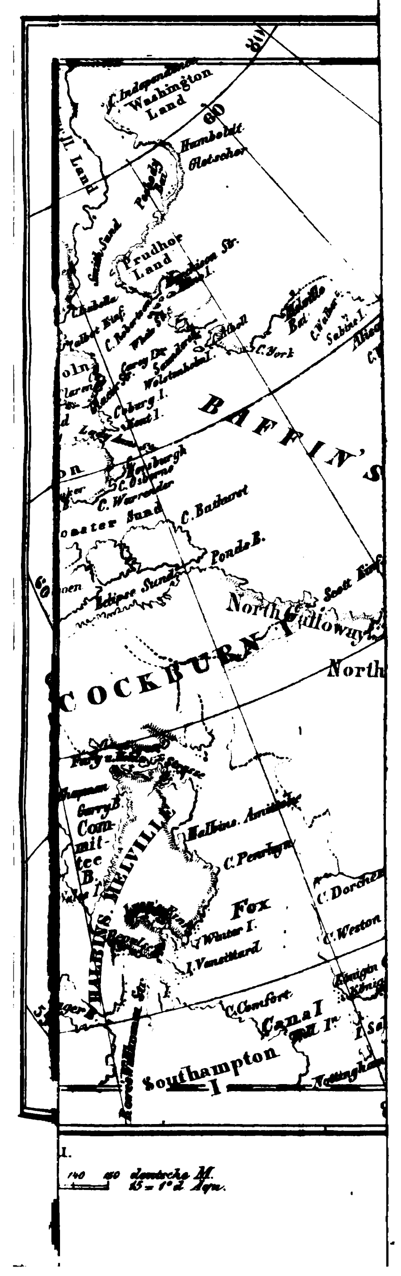
Das Schmuckkästchen — Der Post gegenüber — Jen
Drei Erzählungen von Rosalie Koch.
Mit 4 Illustrationen von Rudolf Geißler. Cartonnirt 10 Sgr.

Klein Lieschen.
Erzählung für die Kleinen von Marie Hutberg.
Mit 8 colorirten Bildern. Gebunden 10 Sgr.

Aus- und Zuschneide-Schule
als Arbeitsübung für die Jugend in Schule und Haus.
Von Dr. J. D. Georgens.
Preis 22½ Sgr.

Erzählungen aus dem Thierleben.
Von F. W. Brendel.
Mit 16 Illustrationen. Preis gebunden 1 Thlr. 7½ Sgr.

ıseln.



TH
PUB
A
TILDE

THE NEW YOR[illegible]
PUBLIC LIB[illegible]

AS[illegible]
TILDEN [illegible]

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

